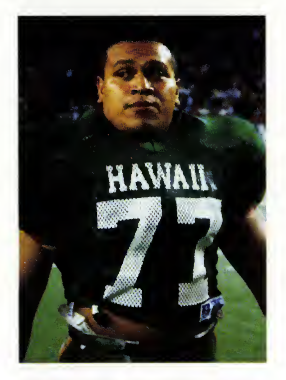
DER STERN

117. JAHRGANG NUMMER 6 KIRCHE JESU CHRISTI DER HEILIGEN DER LETZTEN TAGE JUNI 1991

DER STERN

JUNI 1991



Umschlagseite:
Beim Football wirft Tavita Sagapolu aus Samoa alle Gegenspieler um, sonst aber richtet er die Menschen auf. Siehe den Artikel „Ein geistiger Riese" auf Seite 12.

MAGAZIN

FÜR JUNGE LEUTE

RUBRIKEN

FÜR KINDER

LESERBRIEFE

DAS LEBEN VERÄNDERT

Seit zwei Jahren habe ich den *Liahona* (spanisch) abonniert, und jeden Monat lese ich ihn gern. Jeder Beitrag ist genau das, was wir brauchen, um dem Vater im Himmel näher zu kommen.

Seit meiner Taufe hat sich das Leben unserer Familie verändert. Mir ist klar geworden, daß das Leben, welches der Herr uns schenkt, das Kostbarste ist, was wir haben. Wir dürfen nicht versäumen, ihm zu zeigen, daß wir ihn wahrhaft lieben, indem wir alle seine Gebote in die Tat umsetzen. Wir werden errettet, wenn wir von ganzem Herzen unsere Pflicht erfüllen.

Ich weiß, daß der Geist uns beeinflußt und uns hilft, das Rechte zu tun.

Jetzt, als Mitglied der Kirche, kann ich bezeugen, daß es wunderbar ist, die Wahrheit zu kennen, und daß nichts und niemand daran etwas ändern kann. Ich habe viele und gute Freunde gefunden und die Achtung vieler Menschen gewonnen.

Denken Sie daran, daß der Herr viele Segnungen über uns ausschüttet, doch wenn wir seine Gebote befolgen, werden es noch viel mehr.

Jenny Amaya A.
Huacho, Peru

HILFSMITTEL ZUR MISSION

Ich bin Schullehrer, und vor einiger Zeit habe ich den *Liahona* (spanisch) für jeden meiner Kollegen und für jeden Geistlichen der anderen christlichen Glaubensgemeinschaften in der Umgebung abonniert. Viele haben mir für dieses Geschenk gedankt, und viele Kollegen, die keiner bestimmten Kirche angehören, warten gespannt auf jede neue Ausgabe.

Außerdem: Wenn ich zu einer Geburtstags- oder Abschlußfeier eingeladen werde, schenke ich dem Betreffenden je ein Exemplar des *Liahona* und des Buches Mormon. Durch diesen Weg der Verbreitung des Evangeliums hat die Kirche hier einige neue Mitgieder gewonnen, und ich habe einige neue Freunde gefunden.

Ich meine, daß der *Liahona* zu den besten spanischsprachigen Publikationen überhaupt zählt. Er bietet nicht nur guten Lesestoff, sondern echte Anleitung.

Ich mag besonders die Botschaften von der Ersten Präsidentschaft und die Berichte von der Generalkonferenz. Gern sehe ich auch die Fotos von den leitenden Brüdern und den Konferenzbesuchern. Ich liebe die Brüder sehr und bitte den Herrn, sie in ihrer Berufung zu segnen.

Für die Veröffentlichung der Geschichten aus dem Buch Mormon in Farbe möchte ich Sie beglückwünschen. Ich hoffe, daß diese Serie das ganze Buch Mormon umfaßt.

Hoffentlich wird der *Liahona* niemals eingestellt. Wenn das geschähe, würden Hunderttausende im Dunkeln bleiben. Setzten Sie das gute Werk fort!

Gamaliel Alcides Vasquez Perez
Bischof der Gemeinde Rio Blanca, San Marcos, Guatemala

IN EIGENER SACHE

Wir sind sehr dankbar für unsere treuen Leser in aller Welt, und wir freuen uns über Ihre Briefe, Artikel und Geschichten. (Geben Sie bitte Ihren Namen, Ihre Adresse, Ihre Gemeinde und Ihren Pfahl bzw. Distrikt an.) Wir freuen uns über alle Briefe, die wir bereits erhalten haben, und hoffen, in Zukunft noch mehr von unseren Lesern zu hören. Die Sprache ist dabei kein Hindernis.

Unsere Anschrift lautet: Comment, *Der Stern*, 50 Eastern North Temple Street, Salt Lake City, Utah 84150, USA.

DER STERN
Juni 1991 117. Jahrgang Nummer 6

Offizielle deutschsprachige Veröffentlichung der Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage.

Verantwortlich für Übersetzung und Lokalteil:
Johannes Gutjahr,
Dieselstraße 1, D-6367 Karben 1
Telefon: 06039/5001

Vertrieb:
Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage, Industriestraße 21, Postfach 1549, D-6382 Friedrichsdorf 1, Telefon: 06172/710334

Die internationale Zeitschrift der Kirche, deutsch „DER STERN", erscheint monatlich auf chinesisch, dänisch, deutsch, englisch, finnisch, französisch, holländisch, italienisch, japanisch, koreanisch, norwegisch, portugiesisch, samoanisch, schwedisch, spanisch und in der Tongasprache; zweimonatlich wird sie auf indonesisch, tahitisch und thailändisch veröffentlicht, vierteljährlich auf isländisch.

DER STERN (ISBN 1044-338X) is published monthly by The Church of Jesus Christ of Latter-day Saints, 50 East North Temple, Salt Lake City, UT 84150. Second-class postage paid at Salt Lake City, Utah. Subscription price $10.00 a year. $1.00 per single copy. Thirty days notice required for change of address. When ordering a change, include address label from a recent issue; changes cannot be made unless both the old address and the new are included. Send USA and Canadian subscriptions and queries to Church Magazines, 50 East North Temple Street, Salt Lake City, Utah 84150, United States of America. Subscription information telephone number 801-240-2947.

POSTMASTER: Send address changes to DER STERN at 50 East North Temple Street, Salt Lake City, Utah 84150, United States of America.

Jahresabonnement:
DM 28,– durch Einzugsverfahren (bei Bestellung durch Zweig oder Gemeinde). Bei Direktbestellung an Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage, Frankfurter Sparkasse, Konto-Nr. 88666, BLZ 50050102.
sFr. 24,00 an Citibank, N. A. Zürich, Konto-Nr. 0/110501/005, Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage in der Schweiz.
öS 185,– an Erste Österreichische Spar-Casse-Bank, Konto-Nr. 004-52602, Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage.
USA und Kanada (nicht mit Luftpost): US$10.00

Erscheint zwölfmal im Jahr

Printed by Friedrichsdorf Printing Center, Germany

Beilagenhinweis:
Dieser Ausgabe liegt der „KINDERSTERN Juni 1991" bei.

PB MA 9106 GE

91986 150
German



Suche nach Jesus

Präsident Thomas S. Monson
Zweiter Ratgeber in der Ersten Präsidentschaft

Im Neuen Testament berichtet Johannes von Menschen, die unterwegs waren, um anzubeten:

„Sie gehörten zu den Pilgern, die beim Fest anbeten wollten. Sie traten an Philippus heran ... und sagten zu ihm: *Herr, wir möchten Jesus sehen.*" (Johannes 12:20,21; Hervorhebung hinzugefügt.)

Kleine Kinder drücken diesen Wunsch anders aus, beispielsweise: „Alle Geschichten von Jesus hör' ich so gern, vieles würd' ich ihn wohl fragen, träf ich den Herrn." (*Sing mit mir*, B-46.) Sie suchen den Herrn, und so war es schon immer. Es gibt nichts, wonach mehr Menschen suchen. Es gibt nichts, was lohnender ist. Es gibt nichts, was mehr veredelt. Es gibt nichts, was göttlicher ist.

Die Suche nach Jesus ist keine Erfindung der Neuzeit. Als Moroni seine bewegenden und liebevollen Abschiedsworte an die Andern richtet, betont er, wie wichtig diese Suche ist:

„Und nun sage ich, Moroni, den Andern Lebewohl ...

Und nun möchte ich euch anempfehlen, diesen Jesus zu suchen, von dem die Propheten und Apostel geschrieben haben." (Ether 12:38,41.)

Über Generationen hin hatten erleuchtete Menschen in der Alten wie in der Neuen Welt auf die Erfüllung der Prophezeiungen gewartet, die rechtschaffene und von Gott inspirierte Männer ausgesprochen hatten. Endlich kam die Nacht der Nächte: Der Engel des Herrn trat zu den Hirten, die auf freiem Feld bei ihrer Herde Nachtwache hielten. Er verkündete: „Heute ist euch in der Stadt Davids der Retter geboren; er ist der Messias, der Herr." (Lukas 2:11.)

Als diese Hirten nun solcherweise aufgefordert wurden, sich auf die Suche zu machen nach dem Kind, „das, in Windeln gewickelt, in einer

„Der Weg zu Jesus war immer derselbe und wird immer derselbe sein: aufrichtig beten, und zwar demütig und reinen Herzens."

FOTO VON JOHN LUKE

Krippe liegt" – kümmerten sie sich da um die Sicherheit ihres Besitzes? Schoben sie die Suche nach Jesus auf? Wir erfahren aus der Schrift: „Die Hirten (sagten) zueinander: Kommt, wir gehen nach Betlehem ... So eilten sie hin." (Lukas 2:15,16.)

Sterndeuter aus dem Osten kamen nach Jerusalem und fragten: „Wo ist der neugeborene König der Juden? Wir haben seinen Stern aufgehen sehen und sind gekommen, um ihm zu huldigen. ...

Als sie den Stern sahen, wurden sie von sehr großer Freude erfüllt. Sie gingen in das Haus und sahen das Kind und Maria, seine Mutter; da fielen sie nieder und huldigten ihm. Dann holten sie ihre Schätze hervor und brachten ihm Gold, Weihrauch und Myrrhe als Gaben dar." (Matthäus 2:2,10,11.)

Ehe wir uns selbst auf die Suche nach Jesus begeben, müssen wir ihm Zeit in unserem Leben einräumen und einen Platz in unserem Herzen bereiten.

Die Geburt des Kindes von Betlehem war eine große Gnadengabe – eine Macht, stärker als alle Waffen, ein Reichtum, dauerhafter als die Münzen des Kaisers. Dieses Kind war der Herr der Herren und der König der Könige, der verheißene Messias, ja, Jesus Christus, der Sohn Gottes.

In einem Stall geboren und in eine Krippe gelegt, so kam er vom Himmel herab, um als sterblicher Mensch auf der Erde zu leben und das Reich Gottes zu errichten. Während seines irdischen Dienstes lehrte er die Menschen das höhere Gesetz. Sein herrliches Evangelium hat das Denken auf der Welt umgestaltet. Er segnete Kranke, er ließ Lahme gehen, Blinde sehen und Taube hören. Er erweckte sogar Tote zum Leben.

Wie wurden seine Botschaft der Barmherzigkeit, seine weisen Worte und was er in bezug auf das Leben lehrte aufgenommen? Einige wenige wußten ihn zu schätzen. Sie wuschen ihm die Füße. Sie nahmen sein Wort an. Sie folgten seinem Beispiel.

Viele aber wiesen ihn zurück. Als Pilatus fragte: „Was soll ich dann mit Jesus tun, den man den Messias nennt?", da schrien sie: „Ans Kreuz mit ihm!" (Matthäus 27:22.) Sie verspotteten ihn. Sie gaben ihm Essig zu trinken. Sie beschimpften ihn. Sie schlugen ihn. Sie bespuckten ihn. Sie kreuzigten ihn.

Können wir auch nur zum Teil das Leid Gottes, des ewigen Vaters, ermessen, als sein Einziggezeugter im Fleisch an ein Kreuz gehängt wurde? Welcher Vater, welche Mutter wäre nicht zutiefst erschüttert, wenn ihr Sohn in seinem Getsemani ausriefe: „Vater, wenn du willst, nimm diesen Kelch von mir! Aber nicht mein, sondern dein Wille soll geschehen." (Lukas 22:42.)

Wohl jedem geht der biblische Bericht über Abraham und Isaak zu Herzen. Wie unglaublich schwer muß es doch für Abraham gewesen sein, seinen geliebten Sohn Isaak auf Gottes Gebot hin ins Land Morija zu führen, um ihn dort als Brandopfer darzubringen. Können Sie sich vorstellen, wie schwer ihm das Herz war, als er das Feuerholz sammelte und sich zu dem angewiesenen Ort aufmachte? Gewiß hat er an Körper und Geist gelitten, als er Isaak fesselte und ihn auf das Holz auf dem Altar legte, die Hand ausstreckte und das Messer nahm, um seinen Sohn zu töten. Aber herrlich und willkommen war ihm die Stimme, die sprach: „Streck deine Hand nicht gegen den Knaben aus, und tu ihm nichts zuleide! Denn jetzt weiß ich, daß du Gott fürchtest; du hast mir deinen einzigen Sohn nicht vorenthalten." (Genesis 22:12.)

Gott sah, wie sein einziggezeugter Sohn Todes-

qualen leiden mußte; doch da war keine Stimme, die vom Himmel sprach und das Leben Jesu verschonte. Da war kein Widder im Gestrüpp, der an seiner Stelle geopfert werden konnte. „Denn Gott hat die Welt so sehr geliebt, daß er seinen einzigen Sohn hingab, damit jeder, der an ihn glaubt, nicht zugrunde geht, sondern das ewige Leben hat." (Johannes 3:16.)

Soviel Zeit auch vergangen ist – die Botschaft Jesu ist stets dieselbe. Am See von Galiläa sagte er zu Petrus: „Folge mir nach!" An Philippus erging der Ruf: „Folge mir nach!" Matthäus, der am Zoll saß, erhielt die Anweisung: „Folge mir nach!" Und wenn wir aufmerksam lauschen, hören auch wir die Aufforderung: „Folge mir nach!"

Wie können wir ihm aber folgen, wenn wir ihn nicht zuvor finden? Wie können wir ihn finden, wenn wir ihn nicht zuvor suchen? Doch wo und wie soll man die Suche nach Jesus beginnen?

Der Weg zu Jesus war immer derselbe und wird immer derselbe sein: *aufrichtig beten, und zwar demütig und reinen Herzens.* Im Buch Jeremia lesen wir: „Sucht ihr mich, so findet ihr mich. Wenn ihr von ganzem Herzen nach mir fragt, lasse ich mich von euch finden." (Jeremia 29:13,14.)

Ehe wir uns selbst auf die Suche nach Jesus begeben, müssen wir ihm Zeit in unserem Leben einräumen und einen Platz in unserem Herzen bereiten. Viele von uns sind sehr beschäftigt: sie haben Zeit für Sport, Zeit zum Einkaufen, Zeit für die Arbeit, Zeit zum Spielen – aber sie haben keine Zeit für Christus.

Viele haben ein Eßzimmer, ein Schlafzimmer, ein Wohnzimmer – aber sie haben keinen Platz für Christus.

Meldet sich unser Gewissen, wenn wir ihn sagen hören: „Die Füchse haben ihre Höhlen und die Vögel ihre Nester; der Menschensohn aber hat keinen Ort, wo er sein Haupt hinlegen kann." (Matthäus 8:20.) Macht es uns verlegen, wenn wir uns an das Folgende erinnern? „Sie gebar ihren Sohn, den Erstgeborenen. Sie wickelte ihn in Windeln und legte ihn in eine Krippe, weil in der Herberge kein Platz für sie war." (Lukas 2:7.) Kein Platz. Kein Platz. Kein Platz. So ist es seit jeher.

Wenn wir uns, unter Beten geführt, auf die Suche nach Jesus begeben, dann müssen wir unbedingt eine klare Vorstellung von dem haben, den wir suchen. Die Hirten suchten damals nach Jesus, dem Kind. Wir aber suchen Jesus den Christus, unseren älteren Bruder, unseren Fürsprecher beim Vater, unseren Erlöser, den Urheber unserer Errettung. Wir suchen ihn, der am Anfang beim Vater war, ihn, der die Sünden der Welt auf sich nahm und bereitwillig starb, damit wir für immer leben können. Das ist der Jesus, den wir suchen.

> *Wenn wir uns, unter Beten geführt, auf die Suche nach Jesus begeben, dann müssen wir unbedingt eine klare Vorstellung von dem haben, den wir suchen.*

Und wenn wir ihn dann gefunden haben, sind wir dann ebenso wie damals die Sterndeuter bereit, ihn aus unseren reichen Schätzen zu beschenken? Sie schenkten ihm Gold, Weihrauch und Myrrhe. Das sind aber nicht die Gaben, die Jesus von uns erbittet. Er möchte, daß wir uns selbst geben, aus dem Schatz unseres Herzens: „Siehe, der Herr fordert das Herz und einen willigen Sinn." (LuB 64:34.)

In dieser Evangeliumszeit der Fülle haben wir unendlich viele Gelegenheiten, uns selbst zu geben, aber wir können diese Gelegenheiten auch versäumen.

„Herzen sind zu beglücken.
Freundliche Worte müssen gesagt werden.
Geschenke müssen gemacht werden.
Werke müssen getan werden.
Seelen müssen errettet werden."

Herzen sind zu beglücken. Freundliche Worte müssen gesagt werden. Geschenke müssen gemacht werden. Werke müssen getan werden. Seelen müssen errettet werden. Denken wir daran: „Wenn ihr euren Mitmenschen dient, allein dann dient ihr eurem Gott." (Mosia 2:17.)

Glücklicherweise darf jeder von uns seinen Mitmenschen dienen. Wenn wir die Augen öffnen, sehen wir einen hellen, einzigartigen Stern, der uns zu unserer Gelegenheit führt.

Einer, der solch einen Stern sah und ihm folgte, ist Boyd Hatch aus Salt Lake City. Seine Beine waren gelähmt, und er hatte ein Leben im Rollstuhl vor sich. Bruder Hatch hätte sich nun in sich kehren und aus Selbstmitleid fortan nicht mehr leben, sondern nur noch existieren können. Doch er kehrte sich nicht in sich, sondern wandte sich nach außen, hin zu anderen Menschen, und nach oben, dem Himmel zu. Der Stern der Inspiration führte ihn nicht zu einer Gelegenheit, sondern buchstäblich zu hunderten. Er gründete Pfadfindertrupps für behinderte Jungen und brachte ihnen Camping, Schwimmen und Basketball bei. Er lehrte sie glauben. Einige Jungen waren mutlos, sie bemitleideten sich selbst und waren verzweifelt. Ihnen reichte er die Fackel der Hoffnung. Er zeigte ihnen am eigenen Beispiel, wie man sich anstrengt und etwas zustande bringt. Diese Jungen gehörten vielen verschiedenen Glaubensrichtungen an. Mit einem Mut, den wir nie ganz begreifen können, bezwangen sie scheinbar unüberwindliche Hindernisse und fanden aufs Neue zu sich selbst. Durch all das fand Boyd Hatch nicht nur Freude, sondern indem er bereitwillig und selbstlos gab, fand er Jesus.

Mit der Taufe hat jedes Mitglied der Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage versprochen, als Zeuge für Gott aufzutreten, und zwar „allzeit und in allem, wo auch immer" (Mosia 18:9); es hat kundgetan, daß es willens ist, „einer des anderen Last zu tragen, damit sie leicht sei" (Mosia 18:8).

Indem wir dieses Bündnis erfüllen, lernen wir ihn kennen, der gesagt hat: „Siehe, ich bin Jesus Christus, von dem die Propheten bezeugt haben, er werde in die Welt kommen." (3 Nephi 11:10.) Das ist der Jesus, den wir suchen. Das ist unser Bruder, den wir lieben. Das ist Christus, der Herr, dem wir dienen. Ich bezeuge, daß er lebt, denn ich habe ihn gefunden. □

HILFEN FÜR DAS GESPRÄCH

1. Präsident Monson sagt, die Botschaft Jesu sei immer dieselbe: „Folge mir nach!"
2. Wie können wir ihm aber folgen, wenn wir ihn nicht zuvor *finden?* Wie können wir ihn finden, wenn wir ihn nicht zuvor *suchen?*
3. Der Weg zu Jesus ist immer derselbe. Man findet ihn, indem man aufrichtig betet, und zwar demütig und reinen Herzens.
4. Ehe wir uns auf die Suche nach Jesus begeben, müssen wir ihm Zeit in unserem Leben einräumen und einen Platz in unserem Herzen bereiten.
5. Wenn wir ihn gefunden haben, dann will er, daß wir im wahren Dienst am Nächsten uns selbst geben, nämlich daß wir Herzen beglücken, freundliche Worte sagen, gute Werke tun und die Seelen erretten, die der Errettung bedürfen.



ROSA CLARA

PIONIER AUS AUSTRALIEN

Marjorie B. Newton

Die elfjährige Rosa Clara Friedlander stammte von einer der britischen Inseln im Ärmelkanal, und als sie im März 1849 im australischen Sydney an Land ging, hatte sie den halben Erdball umrundet. Noch ahnte sie aber nicht, daß sie nur sieben Jahre später den Pazifischen Ozean überqueren und im gerade besiedelten Utah wiederum eine neue Heimat finden sollte. In diesen sieben Jahren lernte sie das wiederhergestellte Evangelium kennen, half beim Aufbau der Gemeinde der Kirche in Sydney mit und machte sich mit den Aufgaben des Erwachsenseins vertraut.

Rosa Clara war 1837 auf der Insel Guernsey zwischen Frankreich und England zur Welt gekommen. Nach dem Tod ihres Vaters kam sie zunächst nach England und dann nach New South Wales in Australien. Im Jahre 1849, als Rosa Clara, ihre Mutter, Eliza Friedlander, und James, ihr jüngerer Bruder, nach Australien kamen, war Sydney eine große, blühende Stadt. Zwei Jahre später heiratete die Mutter George W. Watson.

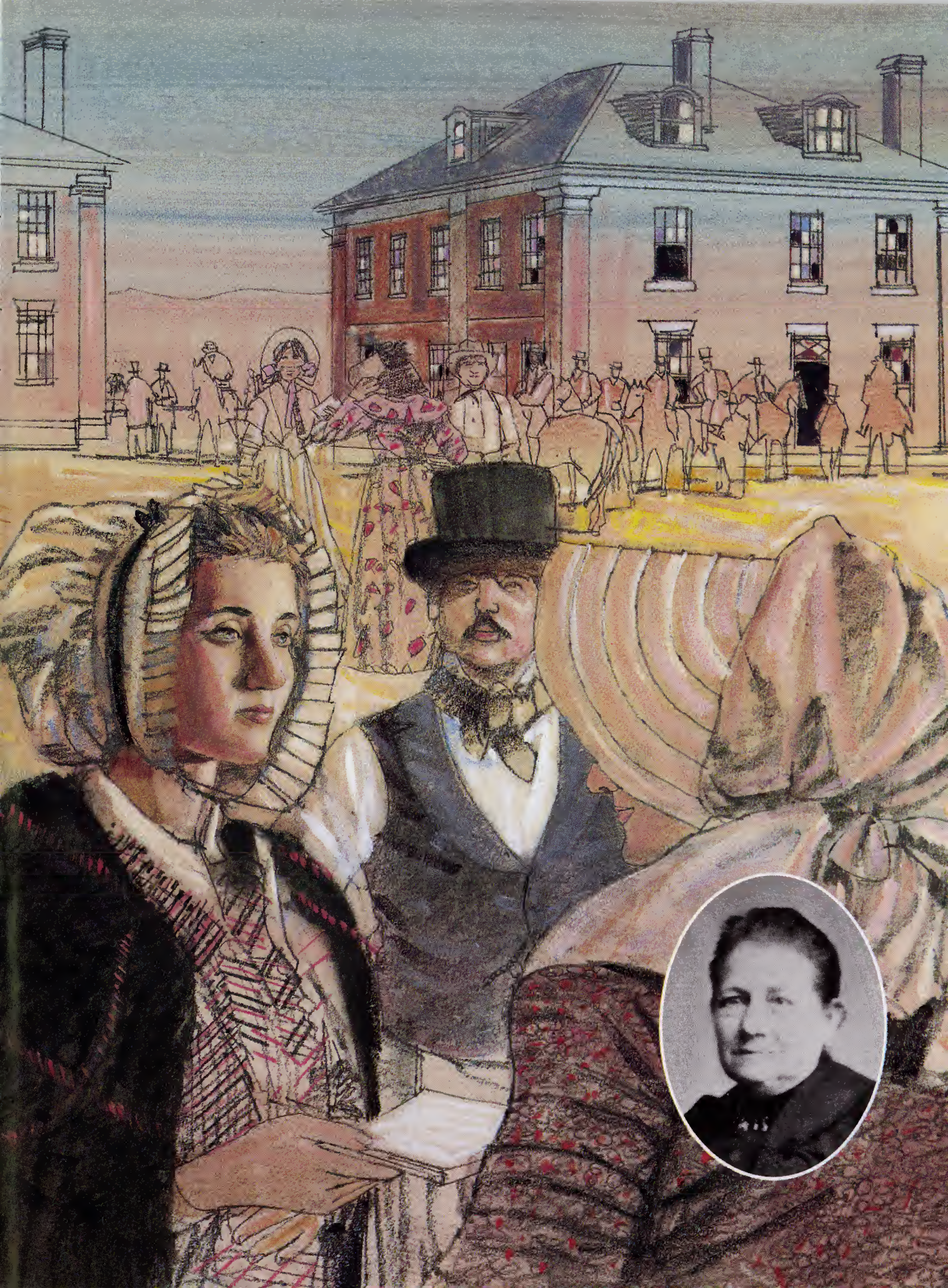
Sechs Wochen nach der Hochzeit kamen die Missionare John Murdock und Charles W. Wandell an und eröffneten die australische Mission der Kirche. Bis Weihnachten hatten sie zwölf Menschen getauft, und am ersten Sonntag des Jahres 1852 gründete Elder Wandell den Zweig Sydney.

Eliza Watson, ihr Mann und ihre Kinder nahmen das Evangelium an und ließen sich binnen weniger Wochen nach Gründung des Zweiges taufen. George Watson wurde zum Priester ordiniert, und die ganze Familie war in dem neuen Zweig aktiv. Daheim hielten sie oft Hausversammlungen ab, bei denen Nichtmitglieder mit dem Evangelium bekanntgemacht wurden. Als die Missionare jemanden brauchten, der nach Melbourne ziehen und dort als Teilzeit-Missionar tätig sein konnte, meldete sich George Watson.

Die fünfzehnjährige Rosa Clara war niedergeschmettert. Sie hatte viel Freude daran, in der kleinen Gemeinde zu arbeiten. Mit Mary Clines, einem jungen Mädchen aus der Kirche, hatte sie enge Freundschaft geschlossen. Rosa Clara hatte ihre Mutter lieb, aber mit dem Stiefvater kam sie wohl nicht gut aus. Als die Familie nach Melbourne zog, blieb sie mit Erlaubnis ihrer Eltern und unter Aufsicht des jeweiligen Missionspräsidenten in Sydney zurück.

Rosa Clara wohnte bei Mary, die kurz zuvor geheiratet hatte, und deren Mann, Robert Evans, in Kissing Point am Fluß Parramatta. Jeden Sonntag ging sie zwanzig Kilometer bis in die Stadt zur Kirche. Die Versammlungen fanden in den Old Assembly Rooms (Alte Versammlungsräume) statt, gegenüber dem Gerichtshof in der King Street. Diese Räume im oberen Stockwerk einer Schule waren einige Jahre zuvor von den Presbyterianern als provisorische Kapelle

Rosa Clara verteilte Schriften der Kirche und tat auch sonst alles, was sie konnte, um die Missionsarbeit in Sydney zu fördern.



genutzt worden. Jetzt hatten die Missionare sie für den Zweig Sydney gemietet.

Donnerstagabends ging Rosa Clara zur Gesangsübung, und sonntags sang sie im Chor. Sie verteilte Schriften der Kirche und tat auch sonst alles, was sie konnte, um die Missionsarbeit in Sydney zu fördern.

Am 21. Mai 1853 schloß die nun sechzehnjährige Rosa Clara Friedlander die Ehe mit Charles Joseph Gordon Logie, der sich kurz zuvor hatte taufen lassen. Die Hochzeit fand in der Schottenkirche statt. Der Pastor James Fullerton führte die Zeremonie durch, weil die Ältesten der Kirche Jesu Christi damals in Australien keine Eheschließungen durchführen durften. Allerdings fungierten der neue Missionspräsident, Augustus Farnham, und Rosa Claras Freundin Mary Ann Gingell als Trauzeugen. Präsident Farnham schrieb in sein Tagebuch: „Ich nahm an der Hochzeit von Bruder Logie und Schwester Rose Friedlander bei Pastor Fullerton teil. Wir kehrten zu Bruder Gingell nach Hause zurück, und ich verheiratete die beiden noch einmal. Wir verbrachten den Abend sehr glücklich, . . . in guter Stimmung, in Frieden und Harmonie."

Rosa Clara und Charles Logie gründeten ihren Hausstand und setzten die Arbeit im Zweig fort. John Hyde, einer der neuen Missionare, erkrankte an Mundkrebs. Sein Gesundheitszustand verschlechterte sich, und er mußte zur Pflege in eine öffentliche Einrichtung gebracht werden. Rosa Clara Logie sorgte sich um den einsamen, kranken und schmerzgeplagten Missionar. Schließlich sorgten



sie und Charles dafür, daß Elder Hyde aus dieser Einrichtung zu den Logies nach Hause kam. Dort pflegte die mutige Sechzehnjährige ihn bis zu seinem Tod.

Am 27. Juni 1854 brachte Rosa Clara ihr erstes Kind zur Welt, ein Mädchen, das nach Präsident Farnham Annie Augusta genannt wurde. Als die kleine Annie Augusta vierzehn Monate alt war, reiste die Familie in Gesellschaft anderer Heiliger per Schiff von Sydney nach Kalifornien ab. Vier Wochen später brach ein Unglück über sie herein.

Am Abend des 3. Oktober 1855 brachte Rosa Clara das Kind zu Bett; auf dem Oberdeck sangen einige Mitglieder Kirchenlieder. Plötzlich lief das Schiff auf ein Korallenriff. Kurze Zeit herrschte Verwirrung. Dann schaffte es einer von der Schiffsbesatzung, zum Riff zu schwimmen und dort ein Seil zu befestigen. Mit einer Schlinge wollte der Kapitän die Frauen und Kinder einzeln aufs Riff bringen.

Niemand wußte, was draußen in der pechschwarzen Nacht auf sie wartete. Die Frauen hatten Angst. Schließlich meldete sich Rosa Clara, die noch nicht einmal achtzehn Jahre alt war, als erste. Hastig half sie, Charles die kleine Annie mit einem braunen Wollschal fest auf den Rücken zu binden, dann machte sie sich selbst bereit für den Transport zum Riff. Da, vor ihren entsetzten Augen, spülten die mächtigen Wellen ihren Mann und das Baby über Bord. Ein Seemann rettete die beiden unversehrt.

Dann nahm Rosa Clara ihren ganzen Mut zusammen, ließ ihre Familie auf dem Wrack zurück, klammerte sich am Kapitän fest und wurde Hand über Hand aufs Riff gezogen. Dort ließ der Kapitän sie stehen, barfuß auf den scharfen Korallen, bis zur Brust im Wasser; am Riff brachen sich die Wellen. Allein stand sie in der Dunkelheit, während der Kapitän die anderen Frauen holte. Nach und nach kamen die meisten anderen heil herüber, auch Charles und das Baby. Doch nicht alle hatten solches Glück. Zwei kleine Mädchen wurden von Deck gespült und verschwanden, zwei Frauen und ein Säugling ertranken in ihrer Kabine.

Als der Tag anbrach, baute die Mannschaft aus den Wrackteilen ein Floß aus Holz und Nägeln. Es gelang, die Passagiere vom Riff auf eine kleine Insel zu bringen, wo sie die nächsten acht Wochen verbringen mußten.

Die Schiffbrüchigen lebten von einem Faß Schiffszwieback und einem Kasten Tee aus dem Schiff sowie Kokosnüssen, Fisch, Schildkrötenfleisch und Eiern. Aus Kokosschalen machten sie Trinkgefäße. Aus einem großen Seidenrock, der auch aus dem Wrack kam, machte Charles Logie ein Zelt für die kranke Rosa Clara. Die kleine Annie krabbelte und spielte fröhlich im Sand. Nachdem das Beiboot des Schiffes repariert war, ruderten einige von der Mannschaft über dreihundert Kilometer weit zu den zu Tahiti gehörenden Gesellschafts-Inseln und holten Hilfe.

Zwei Monate nach dem Unglück wurden Familie Logie und die anderen von der Insel abgeholt; schließlich gelangten sie nach San Francisco. Dort überreichte Elder George Q. Cannon Rosa Clara eine Teekanne aus Zinn in Anerkennung des Mutes, als erste auf das Riff zu gehen. Diese Teekanne ist auch heute noch ein Erbstück im Besitz der Familie, zusammen mit einem geschnitzten Trinkgefäß aus einer Kokosnußschale und einem handgemachten Nagel vom Schiff, der *Julia Ann*.

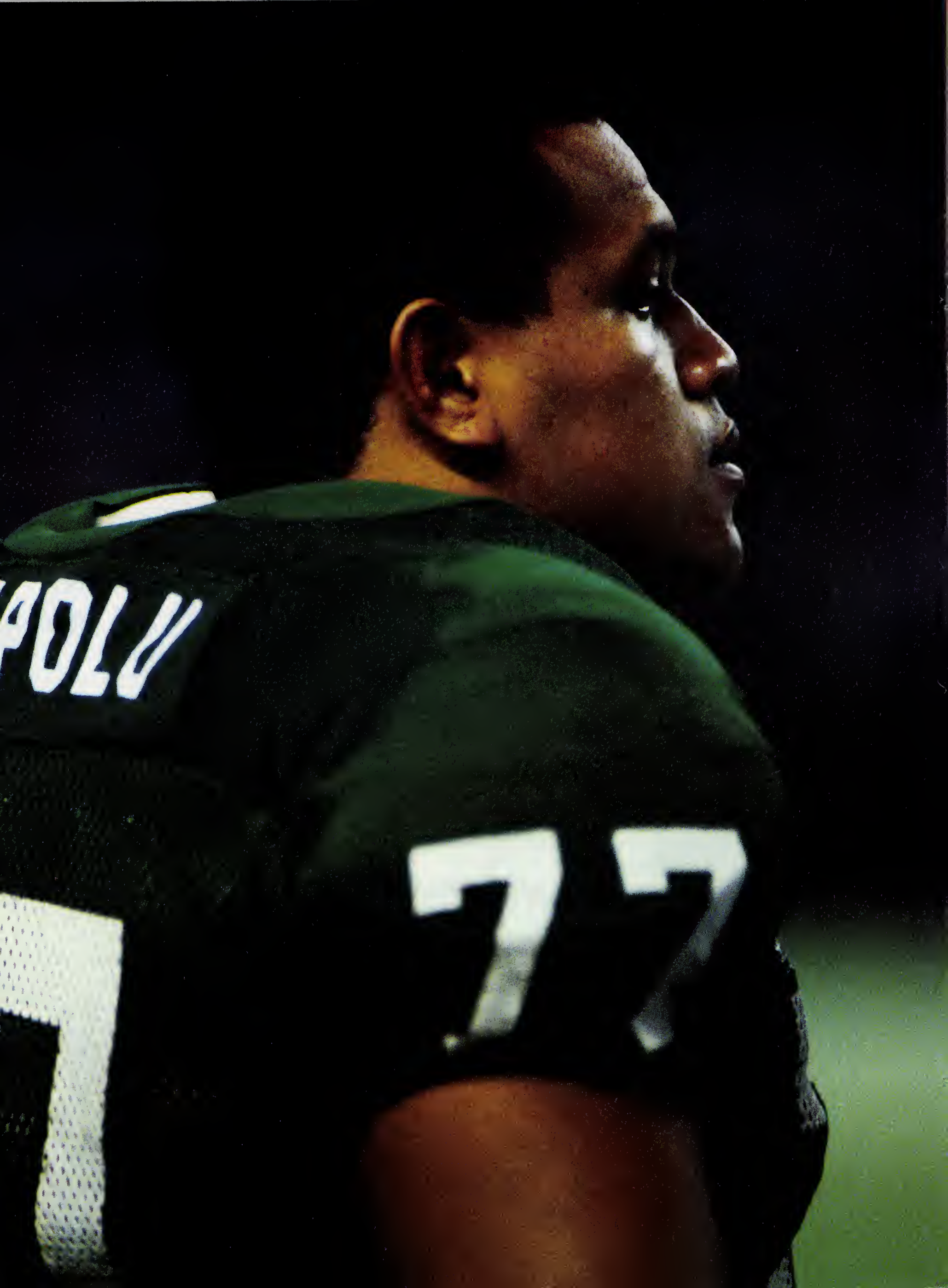
Charles und Rosa Clara Logie ließen sich in American Fork in Utah endgültig nieder. Dort zog Rosa Clara zwölf Kinder auf. Sie diente ihr Leben lang dem Herrn, aber das, was sie als junges Mädchen im ersten Zweig der Kirche in Sydney geleistet hat, ist nicht vergessen worden. „Es gibt einige große und blühende Kolonien (in Australien), und jede hat viele tausend britische Einwohner", schrieb Charles Wandell 1852 an Franklin D. Richards, „und der kleine Zweig in Sydney ist der Kern des Reiches, das sich unter ihnen allen verbreiten muß."

Heute gibt es über siebzigtausend australische Mitglieder in achtzehn Pfählen und fünf Missionen, und das ist eine bleibende Erinnerung an den Pioniergeist von Missionaren wie Charles W. Wandell und tüchtigen Mitgliedern wie Rosa Clara Friedlander Logie. □

Marjorie Newton gehört zur Gemeinde Bankstown im Pfahl Sydney Australia Mortdale; sie hat eine umfassende Geschichte der Kirche in Australien verfaßt.

Als das Schiff sank, klammerte Rosa Clara sich am Kapitän fest und wurde Hand über Hand auf das Riff in Sicherheit gezogen.

Rosa Claras Teekanne und das geschnitzte Trinkgefäß aus einer Kokosschale sind heute Erbstücke der Familie.


77

EIN GEISTIGER RIESE

Terry O'Rand

Die Hitze war drückend, und es regnete stark. Trotzdem gingen die Missionare die Straße entlang. Schweiß und Regen flossen ihnen über Gesicht und Rücken. Rechts und links standen die einfachen Häuser der Leute von Hongkong.

Wenn Elder Tavita Sagapolu an die Sperrholztüren klopfte, schien er ein Riese zu sein. Der ehemalige Football-Star seiner Universitätsmannschaft – 1,80 Meter groß und 120 Kilo schwer – überragte die meisten Menschen in dieser Stadt. Und jetzt stellte er fest, daß er auch die meisten Häuser überragte. Sie reichten ihm nur bis zum Kinn.

Vor einem Haus wandte sich sein erfahrenerer Mitarbeiter, der schon einige Monate auf Mission war, an den jungen Samoaner und bot ihm den Vortritt an. Es sollte die erste Tür sein, an die Bruder Sagapolu in Hongkong klopfte, und dieses Erlebnis wird er sein Leben lang nicht vergessen.

Als er sich anschickte, an die Tür zu klopfen, zitterte er vor Nervosität. „Mein Mund war trocken und wollte nicht aufgehen", erinnert er sich. Dennoch brachte er den Mut auf und ging zur Tür. Die Tür war so klein, daß er niederknien mußte, um klopfen zu können.

„Als ich da kniete, vergaß ich ganz, wie stark ich bin. Ich mußte nicht einmal klopfen; meine Hand zitterte so stark, daß ich nur den Arm gegen die Tür ausstrecken brauchte." Ehe Tavita wußte, wie ihm geschah, fiel die Tür unter dem Gewicht seines Armes um. Entsetzt versuchte er, die Tür wieder in die Angeln zu setzen, bevor jemand kam.

Plötzlich kam eine ältere Frau an die Tür. Als sie die Tür aufmachte, fiel diese auf sie. Schreiend kam die Frau heraus. „Ich schnappte meinen Mitarbeiter und hielt ihn vor mich hin. Dann sagte ich der Frau: ‚Hier, sprechen Sie mit ihm!' Das Gesicht, das die kleine alte Frau machte, als die Tür auf sie fiel, steht mir immer noch vor Augen." Heute lacht Bruder Sagapolu, wenn er sich an diese Episode erinnert.

EIN LEBENSLANGER TRAUM

Seit Bruder Sagapolu elf Jahre alt war, hat er davon geträumt, auf Mission zu gehen, und nichts sollte ihn davon abhalten. Er hat gern den zurückgekehrten Missionaren zugehört, wenn sie von ihren Erlebnissen erzählten, und jeden Tag wurde der Entschluß stärker, selbst auf Mission zu gehen. Als er dann sein Studium begann und einen Football-Vertrag mit der University of Hawaii in Manoa schloß, sorgte er gleich dafür, daß er zwei Jahre im Dienst des Herrn abwesend sein durfte.

Bruder Sagapolu beendete die Mission ehrenhaft,



Tavita, in der Mitte, mit seinem Mitarbeiter und der ersten von ihnen getauften Familie. „Als ich nach Hongkong berufen wurde, war mein erster Gedanke: Was soll ein 120-Kilo-Samoaner denn da? Aber ich wußte, daß der himmlische Vater mich dort haben wollte." Tavitas Kraft gibt den Menschen in mehr als einer Hinsicht Auftrieb.

kehrte in die Mannschaft zurück und war im letzten Herbst wieder einsatzbereit.

Tavita Sagapolu wurde zwar in Amerikanisch-Samoa geboren, aber als er erst vier Jahre alt war, zog die Familie nach Hawaii um. Er ist das vierzehnte von fünfzehn Kindern und sagt dazu: „Ich bin am Ende der Schlange."

Auf Samoa spielt die Familie eine wichtige Rolle, und große Familien werden sehr geachtet. Die Eltern werden sehr in Ehren gehalten. „In einer großen Familie können die Geschwister sich aufeinander verlassen", sagt Bruder Sagapolu. „Sie stärken sich gegenseitig und geben einander Halt. Wenn einer von uns die anderen brauchte, waren immer alle zur Stelle. Gleichgültig, wo wir gerade waren, wir kamen zurück, um zu helfen. Und so ist es auch heute noch."

Als die Geschwister älter wurden, arbeiteten sie und trugen zum Unterhalt der Familie bei. Der Vater ging arbeiten, die Mutter blieb zu Hause und versorgte die Kinder.

Alle fünfzehn Kinder sind in der Kirche groß gewor-





Tavitas Gutmütigkeit zeigte sich, als er sich an einem Erholungstag der Missionare als „Attraktion" gebrauchen ließ.

den, und das Evangelium nimmt einen wichtigen Platz in ihrem Leben ein. „Ich bin dankbar dafür, daß meine Eltern mich ständig dazu angehalten haben, das Richtige zu tun", sagt Bruder Sagapolu. „Bis heute hat es mir niemals Schwierigkeiten bereitet, mich an meine Grundsätze zu halten, ganz gleich, was auch geschehen ist."

DAVID UND GOLIAT

Wer Tavita Sagapolu zum ersten Mal begegnet, ist von dem großen, muskulösen jungen Mann beeindruckt. Wenn er aber zu sprechen beginnt, spürt man seinen fröhlichen und liebevollen Geist, und niemand kann sich vor ihm fürchten. „Die Menschen sollen sehen, daß Samoaner sanft und freundlich sind. Man

bringt uns bei, unsere Mitmenschen zu achten, und, was noch wichtiger ist, sie so zu behandeln, wie wir selbst behandelt werden wollen."

Tavita ist zwar groß, aber er ist nicht wild oder aufbrausend. Sein Name bedeutet David. Körperlich erinnert er zwar eher an Goliat, aber sein Name steht für Mut und Ausdauer, Eigenschaften, die er mit dem biblischen David gemein hat.

Schon als kleiner Junge hat Tavita Sagapolu gelernt, Ausdauer zu entwickeln. Er brauchte ein Ziel, auf das er hinarbeiten konnte. Mit dreizehn Jahren interessierte ihn ein guter Freund für das Gewichtheben. Mit vierzehn konnte Tavita fast das Doppelte seines eigenen Gewichts heben.

„Ich war zwar erst vierzehn, aber nach Verhalten und Aussehen hielten die Leute mich für zwanzig. Ich hatte einen Körper wie ein Erwachsener. Trotzdem habe ich immer noch gern gespielt und im Fernsehen Zeichentrickfilme angeschaut."

In den folgenden Jahren nahm Tavita an Kraft und Körpergröße zu. Im ganzen Land gewann er Wettbewerbe im Gewichtheben. Mit fünfzehn reiste er nach Little Rock in Arkansas, wo er als stärkster Amerikaner in der Altersgruppe von 14 bis 17 Jahren ausgezeichnet wurde. Fünf Jahre lang gewann er Landesmeisterschaften. Mit achtzehn brachte er im Reißen 412 Kilo zur Hochstrecke.

In der High School tat sich Tavita im Gewichtheben und im Football hervor. In der ersten Saison, in der er Football spielte, wurde er für Mannschaften auf Staats- und Landesebene ausgewählt. Die Liste seiner Auszeichnungen ist schier endlos. „Ich bin gut in Gewichtheben und Football, weil das die beiden Sportarten sind, die ich am liebsten habe", sagt er.

DISZIPLIN LERNEN

Bruder Sagapolu ist aber nicht nur gut, weil er gern Sport treibt, sondern weil er sich selbst strikte Disziplin angewöhnt hat. Mit Hilfe dieser Disziplin hat er Kantonesisch gelernt, als er sich auf die Mission in Hongkong vorbereitet hat. „Als ich nach Hongkong berufen wurde, war mein erster Gedanke: Was soll ein 120-Kilo-Samoaner denn da? Aber ich wußte, daß der himmlische Vater mich dort haben wollte."

Am Anfang hatte er Schwierigkeiten mit der Sprache. Es war enttäuschend, daß er seine starken Gefühle in bezug auf das Evangelium nicht mitteilen konnte. „Mit Geduld und Beten lernte ich durchhalten. Meine Beziehung zum himmlischen Vater wurde enger, enger sogar, als ich es je für möglich gehalten hatte. Ich hatte buchstäblich Schwielen an den Knien."

Durch Geduld und Langmut hatte er auf Mission Erfolg. Dieselben Eigenschaften halfen ihm auch, im Studium und als Footballspieler Erfolg zu haben. In der Schule glaubte er, daß er den anderen etwas beweisen müsse, aber jetzt muß er nur noch dem himmlischen Vater etwas beweisen, nämlich daß er würdig ist.

Tavita trainiert sechs Tage in der Woche. „Ich setze viel daran, den Körper, den der himmlische Vater mir gegeben hat, aufzubauen – ihn rein und physisch und geistig fit zu halten."

EIN VORBILD

Bruder Sagapolu bemüht sich auch, all seinen Freunden inner- und außerhalb der Kirche Vorbild zu sein. Er möchte auf die Menschen in seiner Umgebung einen positiven Einfluß ausüben.

An erster Stelle aber steht seine Beziehung zum Herrn. „Meine Beziehung zum himmlischen Vater gleicht der, die ich zu meinen Eltern habe. Ich bemühe mich nach besten Kräften, ihm zu dienen und zu tun, was er will."

Sein Vater ist vor einiger Zeit gestorben, und seine Mutter lebt in Kalifornien, aber bei jeder Gelegenheit kommt die Familie zusammen, um gemeinsam Spaß zu haben. Tavita bereitet es besonderes Vergnügen, mit seinen Brüdern und Vettern an Autos zu basteln. „Ich repariere gern Autos. Ich mag überhaupt alles, was man mit den Händen und Werkzeug tun kann. Ich habe viel Talent dafür, Sachen zu richten und zu reparieren. Mein Vater war Mechaniker, und meine Brüder sind es auch."

Tavita hat einen begeisternden Rat für die jungen Leute in der Kirche. „Geht auf Mission. Besonders die jungen Männer, die neunzehn werden. Geht jetzt. Es werden vielleicht nicht die einfachsten, dafür aber die besten zwei Jahre eures Lebens."

Er rät den Jugendlichen auch zu lernen, welche Bedeutung das Evangelium für sie hat.

„Bleibt der Kirche nahe", setzt er hinzu. „Bewahrt eine enge Beziehung zum himmlischen Vater. Mir hat es geholfen."

Und diese Einstellung macht aus Tavita Sagapolu, mag er stehen oder knien, einen wahren geistigen Riesen. □

DER LETZTE AUSFLUG

Jack Weyland

„Muß ich sterben?" fragte sein Vater. Und plötzlich fiel es Tracy schwer, zu sprechen.

Als der Arzt Tracys Vater aus dem Krankenhaus entließ, schickte er ihn nach Hause zum Sterben. Der Krebs war zu spät entdeckt worden und hatte sich schon zu sehr ausgebreitet, als daß noch viel getan werden konnte.

Daß man ihm noch nicht gesagt hatte, daß er sterben würde, geschah nicht allein aus Rücksicht auf ihn. Seine Frau brauchte auch noch etwas Zeit, um sich mit der Situation auseinanderzusetzen, ehe sie mit ihrem Mann darüber sprechen konnte.

Tracy, achtzehn Jahre alt, ließ die letzten paar Schulwochen wie betäubt über sich ergehen, dann war Sommer. Er arbeitete bei der Straßenwacht und hatte die Wochenenden frei – um zu warten.

Seine drei älteren Brüder mit Frau kamen abwechselnd per Flugzeug, verbrachten ein, zwei Tage mit ihrem Vater und flogen dann wieder zu ihren weit entfernten Arbeitsstellen.

Eines Tages bat der Vater ihn in sein Zimmer. Dämmerlicht herrschte, und es roch nach Schmerz. Der Nachttisch war übersät mit Röhren und Flaschen voller Tabletten.



ILLUSTRATION VON RICHARD HULL

„Habe ich dich jemals belogen?" fragte sein Vater.

„Nein."

„Dann belüg mich auch nicht. Muß ich sterben?"

Plötzlich fiel es Tracy schwer, zu sprechen. Er versuchte sich an die Hoffnung machenden Worte zu erinnern – „Du bist ruckzuck wieder auf den Beinen" oder so etwas – Worte, die seine Brüder und deren Frauen so leicht gefunden hatten. Es half nichts.

„Sterbe ich an Krebs?" fragte sein Vater wieder.

„Ja", sagte Tracy.

Der Vater seufzte und sagte leise: „Das dachte ich mir."

In den nächsten Wochen traf der Vater alle nötigen Vorbereitungen: Er regelte mit einem Rechtsanwalt sein Testament und finanzielle Angelegenheiten und wählte einen Sarg zu einem vernünftigen Preis und für seine Beisetzung eine Grabstelle aus.

Dann legte er sich geduldig zurück und wartete auf den Tod. Wie der Schlaf kommt aber auch der Tod nicht immer dann, wenn man ihn sich wünscht.

Es schien ihm sogar etwas besser zu gehen.

An einem warmen Tag im Juli blickte er aus dem Fenster seines Zimmers und sagte: „Ich möchte angeln gehen."

Das war natürlich nicht möglich. Das sagte seine Frau, das sagten alle seine Söhne und alle Schwiegertöchter, das sagten die Nachbarn.

Der Doktor sagte: „Wenn ihm danach ist und jemand mit ihm gehen und die meiste Arbeit übernehmen kann – warum denn nicht?"

Tracy wurde die Aufgabe übertragen, seinen Vater auf der letzten

Angeltour in die Berge zu begleiten. Nachdem Tracy ein paar Tage damit verbracht hatte, Lebensmittel einzukaufen, den Tablettenvorrat aufzustocken und Mutters unendlich lange Liste mit Anweisungen für Vaters Pflege zu lesen, stieg er an einem Samstagmorgen in das kleine Wohnmobil, um noch einmal alles durchzusehen, ehe er Vater holte.

In all den Jahren, während ich aufgewachsen bin, dachte er, als er das abgenutzte, brüchige Linoleum auf dem Boden des Wohnmobils betrachtete, *in all den Jahren war das hier Papas Kirche.*

Solange er denken konnte war sein Vater nicht in der Kirche aktiv gewesen. Vor langer Zeit hatte jemand in der Kirche Vater beleidigt – wer und womit, das wußte heute niemand mehr. Es hatte aber gereicht, ihn zwanzig Jahre lang von der Kirche fern zu halten, außer um seinen Söhne gelegentlich bei besonderen Anlässen zuzusehen.

Solange Tracy lebte, hatte Vater den Sonntag zu *seinem* Tag gemacht. „Sechs Tage in der Woche arbeite ich schwer im Laden. Wenigstens an einem Tag möchte ich tun, was ich will." Und das hieß im Frühjahr und im Sommer Angeln, im Herbst Jagen, und im Winter zu Hause etwas Zimmern.

Tracy steuerte das Wohnmobil den Cañon hinauf. Sein Vater auf dem Beifahrersitz betrachtete stumm den sich windenden Gebirgsfluß neben der Straße.

„Ich hatte ganz vergessen, wie schön es hier oben ist", sagte sein Vater. „Ich kenne diese Gegend genau. Jede Straße, jeden Hügel, jede Biegung des Flusses – ich kenne sie alle. Siehst du die Stelle, wo die Eisenbahnbrücke über den Fluß geht? Da kann man gut angeln. Mit der richtigen Ausrüstung fängt man da garantiert zwei, drei schöne Bachforellen."

„Das sagst du so leicht, Papa, aber wenn ich's versuche, kommt es immer anders."

„Hör mal, ich angele seit zwanzig Jahren an diesem Fluß. Da kenne ich mich doch wohl aus. Weißt du was, ich schreibe dir alle guten Stellen auf. Jemand muß doch was davon haben, daß ich so viel über diesen Fluß gelernt habe."

Schweigend fuhren sie noch ein paar Kilometer weiter, und sein Vater begutachtete den Fluß und den Zustand jedes Angelplatzes.

Tracy fragte sich, ob sein Vater wohl wisse, daß er sich gar nichts aus der Angelei machte.

„Wir hätten öfter hier herauskommen sollen, nur wir beide, Vater und Sohn."

„Mama hätte mich doch nie am Sonntag gehen lassen."

„Nein, sie war sehr dagegen."

„Aber wir hätten doch samstags fahren können, Papa."

„Ja, hätten wir wohl", sagte sein Vater sehnsüchtig. „Wenn ich nur einen verläßlichen Vertreter für den Laden gehabt hätte. Du weißt ja, Samstag war immer der arbeitsreichste Tag."

„Ich weiß. Das hast du ja immer gesagt."

Wir sind einander fremd, dachte Tracy, während er weiterfuhr. *Ich weiß wirklich nicht viel über ihn. Und was weiß er eigentlich über mich?*

Bald darauf erreichten sie den See. Sie sahen, daß der Campingplatz, an dem sein Vater jahrelang so gern gewesen war, noch frei war. Es war der letzte an der Straße zum See, direkt an einem Hügel und mit schönem Ausblick auf den See und die Berge.

Nach dem Mittagessen nahm der Vater seine Tabletten und legte sich zum Mittagsschlaf hin.

Am Nachmittag wachte er auf. „Ich fühle mich prima!" sagte er fröhlich. „Die Gebirgsluft hat mir mehr geholfen als alle Ärzte auf der Welt. Gehen wir angeln!"

Als erstes trug Tracy zwei Klappstühle hinunter, dann die Angelausrüstung, und dann den Sonnenschutz. Er hatte seiner Mutter versprechen müssen, diesen Sonnenschutz für Vater aufzustellen. Als alles fertig war, geleitete er seinen Vater den Pfad hinunter zum See.

Ein paar Stunden lang geschah nicht viel, aber plötzlich schrie der Vater auf, und seine Angelrute bog sich heftig. Gleichzeitig sprang dreißig Meter weit draußen eine große Forelle aus dem Wasser und warf den Kopf hin und her in dem Versuch, den Haken loszuwerden.

„Der muß zehn Kilo wiegen!" rief der Vater begeistert.

Es war ein langer Kampf zwischen Mensch und Fisch. Als der Fisch nachließ, wurde er langsam und gleichmäßig zum Ufer gezogen. Ein paarmal war er schon bis auf sechs Meter herangekommen, doch jedesmal erzwang er sich den Weg zurück ins tiefere Wasser.

„Ich kann ihn jetzt sehen, Papa. Ist der groß!"

Endlich war der Kampf vorüber.

„Hol den Kescher, Tracy. Jetzt Vorsicht!"

Tracy stand am Wasser und wartete, bis der Fisch nah genug gekommen war. Dann tauchte er den Kescher ein und hob den Fisch aus dem Wasser, was diesen zu heftigen Zuckungen veranlaßte.

„Er ist schön", sagte der Vater andächtig.

Tracy hob das große Messer auf und schickte sich an, den Fisch durch einen Schlag auf den Kopf von seinen Leiden zu erlösen. So hatte Vater es ihm gezeigt.

„Nicht töten!" rief der Vater. „Ich will ihn nicht behalten."

„Nicht?"

„Ich will, daß er weiterlebt. Er gehört in diesen See. Er hat zu tapfer gekämpft, um so zu sterben. Kannst du ganz vorsichtig den Haken lösen?"

Tracy packte den Fisch bei den Kiemen und sah nach, wo der Haken gefaßt hatte. Er saß tief im Schlund.

„Er hat den Haken verschluckt, Papa. Ich kann ihn nicht herausholen, ohne den Fisch zu töten."

„Dann schneid die Leine durch und setz ihn wieder ins Wasser. Schnell jetzt."

Er nahm sein Messer, durchtrennte die Leine wenige Zentimenter vor dem Maul und ließ den Fisch vorsichtig ins Wasser gleiten. Ein, zwei Sekunden lag das Tier still; als es dann die Freiheit witterte, schwamm es rasch fort ins tiefe Wasser.

Tracy drehte sich um und sah seinen Vater an. Er fragte sich, warum Vater den größten Fisch freiließ, den sie beide jemals in diesem See gesehen hatten.

„Jetzt ist er frei, nicht wahr? Frei, im Wasser umherzuschwimmen. Er kann Plätze aufsuchen, die wir beide nie zu sehen bekommen. Ich bin froh, daß wir ihn nicht behalten haben. Du nicht auch?"

Nach diesem Fisch konnte es keine Steigerung mehr geben. Also hörten sie auf und luden alles wieder ins Wohnmobil.

„Wie wär's, wenn wir beide diesen Sommer ein paar Wochen nach Kalifornien fahren?" fragte der Vater, und die Begeisterung über den Fisch schäumte immer noch über. „Es gibt da ein Krankenhaus für solche Krankheiten. Wir könnten da hinfahren. Die behaupten, sie könnten Leute heilen, denen es noch schlechter geht als mir."

So zuversichtlich hatte Tracy seinen Vater schon seit Jahren nicht mehr gesehen.

„Wir können uns gegen die Krankheit wehren, nicht? Wir müssen nicht bloß dasitzen und die Niederlage hinnehmen, nicht? In ein, zwei Wochen fahren wir los, nur wir beide. Und wenn ich wieder gesund bin, lassen wir Mama mit dem Flugzeug nachkommen. Wir zeigen ihr ganz Kalifornien. Wir machen ein bißchen Urlaub, nur wir drei. Vielleicht kommen wir sogar bis nach Mexiko und Mittelamerika und können per Schiff durch den Panamakanal fahren. Wie findest du das?"

Auch als Tracy das Abendessen zubereitete, sprach Vater noch immer von der Reise nach Mexiko. Tracy machte Hamburger und öffnete eine Dose Bohnen. Vater nahm seine Tabletten, und dann wurde gegessen.

Am späten Nachmittag waren schwere Wolken aufgezogen, und am Abend brach ein heftiges Gewitter los. Durch das Fenster sah Tracy, wie der Wind Regenschleier über den See trieb. Einige Male schlug der Blitz in der Umgebung ein.

Plötzlich sah der Vater viel älter aus. Die Stirn war schweißbedeckt. Er nahm seine Tabletten und ging zu Bett. Tracy blieb noch auf und las ein Buch.

Um elf Uhr wachte der Vater hustend und würgend auf. Dann erbrach er das Abendessen.

Tracy stand auf und machte seine Taschenlampe an. Der Vater saß

auf dem Bett und krümmte sich vor Schmerzen.

Tracy holte eine Schüssel Wasser und ein Handtuch und fing an, den Fußboden zu säubern.

„Tut mir leid, tut mir leid", sagte der Vater immer wieder. „Das muß von den Tabletten kommen."

Als Tracy mit dem Fußboden fertig war, nahm er einen Waschlappen und säuberte seinen Vater, so gut es ging. Dann half er ihm aus dem schweißnassen Schlafanzug und zog ihm eine alte Hose und ein Hemd an.

Zunächst hatte der Vater Angst, in dieser Nacht noch mehr von den Tabletten zu nehmen. Lange saß er auf der Bettkante und schaukelte vor und zurück, den Kopf gebeugt, die Zähne zusammengebissen, und kämpfte gegen den Schmerz an.

Um ein Uhr konnte er es nicht mehr ertragen. Obwohl er sich dann vielleicht wieder übergeben mußte, bat er um ein Stück Brot und die Tabletten.

Nach der letzten Tablette fragte er: „Ob der Fisch heute nacht wohl Schmerzen hat?"

„Ich weiß nicht, Papa. Es ist doch nur ein Fisch."

„Er schwimmt da draußen umher, und bei jedem Atemzug sticht der Haken."

„Dem wird's schon gutgehen."

„Denkst du, er ist mir dankbar dafür, daß ich sein Leben verschont habe? Oder meist du, er verwünscht mich, weil ich ihn leiden lasse?"



„Mach dir deswegen keine Sorgen."

„Jedesmal, wenn er versucht zu fressen, jedesmal, wenn er schluckt, dann ist da der Haken, der ihn zerreißt. Vielleicht wäre er tot besser dran. Vielleicht hätten wir ihn sterben lassen sollen."

„Bitte, Papa, du mußt schlafen."

„Vielleicht ist er ja schon tot. Vielleicht treibt er Bauch oben im Wasser."

Der Vater stand auf, ging zum Fenster und blickte über den See. Der Gewitterregen war in gleichmäßigen Sprühregen übergegangen.

„Es ist so schwer zu sagen, was wir hätten tun sollen. Es ist so schwer, Gott zu spielen, sogar für einen Fisch."

Tracy ging zu Bett in der Hoffnung, daß Vater sich auch hinlegen und ausruhen würde, aber er blieb am Fenster und starrte weiter in die dunkle Nacht hinaus.

Tracy war wohl eingeschlafen, aber ein paar Minuten später hörte er, wie die Tür geschlossen wurde und Vater in die Dunkelheit hinausging.

Er sprang aus dem Bett, zog sich an und rannte hinterher.

Kurz darauf fand er Vater am Ufer stehend, wie er mit der Taschenlampe die Wasseroberfläche ableuchtete.

„Papa, was machst du denn hier unten?"

„Ich will wissen, ob der Fisch tot ist."

Plötzlich hatte Tracy Angst. Er wußte, daß er seinen Vater nicht gewaltsam ins Wohnmobil schaffen konnte. Dazu war er zu groß.

„Bitte, Papa, komm wieder rein. Es regnet."

„Ich weiß, daß es regnet", sagte Vater und ließ den Lichtstrahl über das Wasser wandern.

„Du weißt, Mama wäre böse, wenn sie wüßte, daß wir hier draußen im Regen stehen. Bitte geh zurück."

Endlich zufrieden drehte Vater sich um und sah Tracy an. „Er schwimmt nicht Bauch oben. Er muß wohl noch leben. Jetzt können wir zurückgehen."

Tracy legte seinem Vater den Arm um die Taille und half ihm den Pfad hinauf.

„Hast du schon mal meinetwegen gebetet?" fragte Vater.

„Ja, das tue ich."

„Worum betest du?"

„Das es dir besser gehen möge."

„Laß das sein. Bete darum, daß Gottes Wille geschehe. Wir müssen darauf vertrauen, daß er weiß, was für uns am besten ist. Du und ich, wir beide können das nicht einmal für einen Fisch entscheiden."

Im Wohnmobil schlief Vater den Rest der Nacht durch.

Als Tracy erwachte, war der Tag grau, trübe und regnerisch. Sein Vater wachte um zehn Uhr auf. Tracy machte etwas Warmes zum Frühstück und brühte Vater eine Tasse Pulverkaffee auf.

„Heute ist Sonntag, nicht?" fragte der Vater.

„Stimmt."

„Soweit ich mich erinnern kann, ist dies das erste Mal, daß du nicht in der Kirche bist. Ich hätte dich nicht mit hier heraus nehmen sollen. Besonders nicht bei diesem Wetter. Heute kommen wir wohl nicht viel zum Angeln, was? Andererseits kann man gerade bei Regen manchmal sehr gut angeln – wenn man angeln will."

„Nein, das ist schon in Ordnung."

„Ich habe mir noch mal durch den Kopf gehen lassen, was ich gestern über Kalifornien gesagt habe. Es würde uns unsere ganzen Ersparnisse kosten. Eins ist sicher, das Geld von der Versicherung würde dafür nicht ausreichen. Und wenn die Behandlung nicht hilft, was würde deine Mutter dann ohne Geld anfangen?"

Es tat Tracy weh zu sehen, daß Kalifornien Vaters letzte Hoffnung gewesen war und daß diese Hoffnung ihm jetzt entglitten war.

Vater sah von seiner Tasse auf. „Den Panamakanal werde ich wohl nicht mehr sehen, was? Na ja, dann müssen wir eben, solange es geht, das Beste aus dem machen, was wir hier haben."

Tracy trocknete immer noch den Topf ab, in dem er das Frühstück zubereitet hatte. Er sah weg, als die Tränen zu fließen begannen.

„Für deine Mission und einen Teil deiner Ausbildung habe ich etwas Geld zurückgelegt, aber falls du sonst noch etwas von mir brauchst, dann laß uns jetzt darüber reden, ehe wir nach Hause fahren."

Tracy wußte, was er wollte, doch er traute sich nicht recht, darum zu bitten. Es war nämlich etwas, was Vater bestimmt nicht erwartete.

„Papa, ich möchte einen väterlichen Segen."

Traurig schüttelte der Vater den Kopf.

„Du weißt doch, daß ich dir so etwas nicht geben kann. Ich bin kein Ältester. Warum willst du das?"

„Mein Leben lang haben mich andere Männer ordiniert und mir Priestertumssegen gegeben, und manchmal kannte ich diese Männer nicht einmal. Aber ich habe mir immer gewünscht, daß mein eigener Vater das tut."

„Das tut mir leid. Ich wußte nicht, daß dir das so viel bedeutet."

„Ich dachte, wenn ich mit aller Kraft versuche, immer das Richtige zu tun, dann würdest du sehen, wie die Kirche wirklich ist, und wieder aktiv werden. Papa, ich habe nie etwas Schlimmes getan, so wie die anderen Jungs in der Schule. Warum hat dich das nicht dazu bewegen können, die Kirche zu lieben?"

„Ich weiß nicht."

„Du hast es nicht einmal bemerkt, nicht wahr? Du hast gedacht, es müßte so sein. Und jetzt ist es zu spät. Papa, ich möchte einen väterlichen Segen."

„Das kann ich nicht. Wenn du einen Priestertumssegen willst, dann geh zum Bischof oder zu den Heimlehrern."

„Keiner von denen ist mein Vater. Du bist es."

„Ich kann das nicht. Ich trage nicht das Priestertum."

„Auch wenn du nicht das Priestertum trägst, kannst du mir doch einen väterlichen Segen geben. Aber wenn du dich dabei nicht wohlfühlst, dann leg einfach die Hände auf meinen Kopf und sprich ein Gebet", flehte Tracy.

„Nein, ich kann nicht. Bitte mich nicht darum. Ich weiß nicht, wie ich das anfangen soll. Gott würde sowieso nicht auf mich hören."

„Ich würde es hören. Bedeutet dir das denn nichts? Bitte! Es ist vielleicht meine einzige Gelegenheit, einen Priestertumssegen zu empfangen."

Lange saß der Vater auf dem Küchenstuhl und sah aus dem Fenster.

„Bitte, Papa!"

„Was muß ich tun?"

„Bleib da sitzen. Ich knie mich vor dich hin, so daß du mir die Hände auf den Kopf legen kannst."

Tracy kniete sich vor seinen Vater.

„Was sage ich jetzt?"

„Sprich einfach ein Gebet."

Er spürte die großen Hände seines Vaters sanft auf dem Kopf.

„Gott", begann dieser zögernd, „Tracy will, daß ich das tue. Ich trage nicht das richtige Priestertum, aber er meint, ich könnte einfach beten." Er stockte ein paar Sekunden und fuhr dann fort. „Er ist ein guter Junge, das war er immer. Darauf kann ich mir freilich nichts einbilden. Ich hätte ihm ein besseres Beispiel geben sollen, aber es war immer genug zu essen auf dem Tisch, und ich habe ihm beigebracht, ehrlich zu sein und zu arbeiten. Wenn man ihm etwas zu tun gibt, dann tut er es auch. Und es gibt viele Leute, auch bei den Mormonen, die eine Sache nicht richtig zu Ende bringen können."

Tracy fühlte die Tränen über seine Wangen strömen, aber es machte ihm nichts aus.

„Ich war nicht immer so, wie ich sein sollte, und das weißt du wohl auch. Aber ich glaube, aus ihm ist doch ein guter Kerl geworden, sogar mehr als das. Für mich ist er



der beste Junge, den ein Vater sich wünschen kann. Gott, du mußt dich jetzt um ihn kümmern. Er braucht das, denn ich muß sterben. Du solltest ihm helfen – das ist alles, was ich dazu sagen kann."

Auf einmal war alles Leid, das Tracy in sich verborgen gehalten hatte, verschwunden.

„Vielleicht", fuhr Vater eigenartig sanft fort, „vielleicht erinnert er sich ja an das Gute, das ich als Vater getan habe, und nicht so sehr an meine Fehler. Und wenn er einmal selbst Vater ist, wird er nicht zu beschäftigt sein, um mit seinem Sohn rauszugehen und Fußball zu spielen. Ich habe das nicht getan, wie du weißt. Und vielleicht wird er nicht dazu neigen, von oben auf die Leute in der Kirche herabzusehen, die Kaffee und ab und zu ein Bier trinken. Vielleicht wird er denen helfen und nicht wie die sein, die die Nase rümpfen, wenn einer, der raucht, zur Kirche geht."

Der Vater machte eine Pause und sprach dann weiter. „Ich will, daß er auf Mission geht, aber nur, wenn er fleißig arbeitet. Und ich will, daß er im Tempel heiratet. Ich habe das nicht getan, aber es ist eine schöne Art, die Ehe zu beginnen. Du mußt ihn segnen. Er ist ein guter Junge, und ich habe ihn lieb." Dann kam eine lange Pause. „Das war's wohl, Tracy. Was muß ich zum Schluß sagen?"

Tracy sagte es ihm, und sein Vater beendete das Gebet.

Tracy wischte sich die Tränen ab und stand auf.

„War das gut so?" fragte sein Vater.

Tracy nickte. Er fand keine Worte, die ausdrücken konnten, wieviel ihm das bedeutete. Dann legte er die Arme um seinen Vater und drückte ihn.

„So schlimm war's gar nicht. Ich hoffe nur, der Segen hilft", sagte der Vater, und ein kleines Lächeln erschien unter den Tränen.

Über Mittag regnete es weiter.

Nach dem Essen schlug der Vater vor, nach Hause zu fahren. Wenn sie sofort losfuhren, konnten sie noch rechtzeitig mit der ganzen Familie zur Abendmahlsversammlung gehen.

Auch an den drei folgenden Sonntagen gingen sie zur Kirche, dann wurde dem Vater der Schmerz zu viel, und er mußte zu Hause bleiben. Jede Woche halfen die Heimlehrer Tracy, zu Hause das Abendmahl zu halten, bis Ende August. Dann starb der Vater. □

JEDER FRAU EIN SEGEN SEIN

Uns in der Frauenhilfsvereinigung geht es unter anderem darum, daß wir auf unsere Mitmenschen *zugehen*, daß wir die *Grundsätze des Evangeliums* im täglichen Leben *sichtbar verwirklichen* und daß wir *andere lehren*. Wir leisten der Ermahnung des Königs Benjamin Folge, der sagt: „Ihr werdet sie vielmehr lehren, auf den Wegen der Wahrheit und Ernsthaftigkeit zu wandeln; ihr werdet sie lehren, einander zu lieben und einander zu dienen." (Mosia 4:15.)

Auf andere *zugehen* bedeutet, daß wir unser Herz weit machen, daß wir unseren Mitmenschen die Hand reichen. Als Frau hat man viele Gelegenheiten, anderen die Hand zu reichen und sie zu beeinflussen. Ein junges israelitisches Mädchen, das bei den Aramäern in Gefangenschaft geraten war, wurde Dienerin im Hause Naamans, des Feldherrn der aramäischen Armee. Naaman hatte Lepra. Das Mädchen wußte, wie es um Naaman stand, und sagte ihrer Herrin, der Frau Naamans: „Wäre mein Herr doch bei dem Propheten in Samaria! Er würde seinen Aussatz heilen." (2 Könige 5:3.) Aufgrund ihres Zeugnisses besuchte Naaman den Propheten Elischa und wurde geheilt.

Das junge Mädchen hatte keine Veranlassung, auf ihre Unterdrücker zuzugehen. Aber wegen ihres großen Glaubens an den Propheten, der Achtung, die sie vor Naaman und seiner Frau empfand, und wegen ihres Selbstvertrauens tat sie es doch. Sie erweiterte ihren Einfluß über den Bereich ihrer Pflicht als Dienerin hinaus und konnte dadurch jemandem helfen, der in Not war.

Wie kann man auf andere zugehen und ihnen dadurch ein Segen sein?

Etwas sichtbar verwirklichen bedeutet, ein Beispiel dessen zu geben, woran man glaubt.

Priscilla Sampson-Davis bekam ein Buch Mormon, als sie 1963 in Holland zu Besuch war. In ihrer Heimat Ghana wurde die Kirche jedoch erst 1979 gegründet. Sechzehn Jahre lang traf sie sich regelmäßig mit anderen Bekehrten in Afrika und wartete auf die Taufe.





Eine der Schwestern, deren Besuchslehrerin sie war, konnte nicht lesen. Damit auch diese Schwester aus dem Quell der Wahrheit trinken konnte, las Schwester Sampson-Davis ihr regelmäßig aus den heiligen Schriften vor und erklärte deren Bedeutung. Sie lebte so, wie Paulus es Timotheus riet: „Sei den Gläubigen ein Vorbild in deinen Worten, in deinem Lebenswandel, in der Liebe, im Glauben, in der Lauterkeit." (1 Timotheus 4:12.)

Wie kann man das Prinzip Nächstenliebe sichtbar verwirklichen?

Lehren heißt jemandem helfen, zu lernen, wie er sich verhalten oder etwas tun soll. Die Dienerin Naamans und Schwester Sampson-Davis nahmen sich beide die Zeit, jemanden etwas Wichtiges zu lehren. An ihnen ist der Rat sichtbar geworden, der in ‚Lehre und Bündnisse' 88:77,78 steht: „Und ich gebe euch das Gebot, einander in der Lehre des Reiches zu belehren. Lehrt eifrig, und meine Gnade wird mit euch sein."

Seine Gnade ist mit uns, wenn wir eifrig das Evangelium lehren. Nicht nur, daß unser Leben dabei bereichert wird, unser Lehren erleuchtet auch die Seele derer, die die Wahrheit kennenlernen.

Wie hat jemand Sie zu ihrem Segen belehrt? □

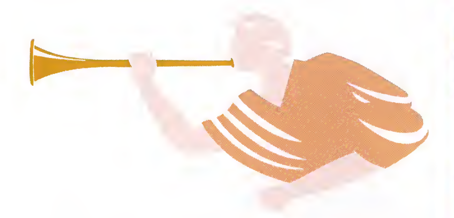
KINDERSTERN

KIRCHE JESU CHRISTI DER HEILIGEN DER LETZTEN TAGE

117. JAHRGANG

JUNI 1991





ZENIFF



ILLUSTRATION VON JERRY THOMPSON

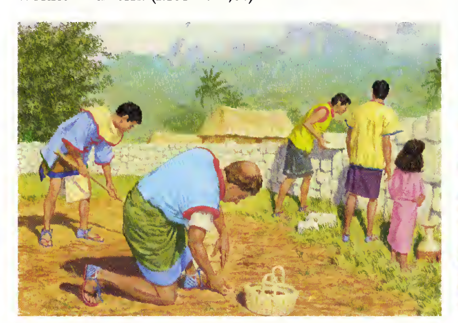
Zeniff und eine Gruppe Nephiten verließen ihre Heimat Zarahemla. Sie reisten ins Land Nephi, wo ihr Volk früher gelebt hatte. (Omni 1:27; Mosia 9:1 und *Kapitelüberschrift*.)



Dort lebten jetzt Lamaniten. Zeniff und vier Männer gingen in die Stadt und sprachen mit König Laman. Sie fragten den König, ob sie in seinem Land wohnen dürften. (Mosia 9:4,5.)



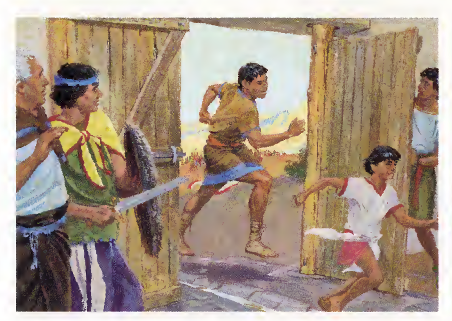
König Laman war schlau. Er sagte, sie könnten zwei Städte von ihm haben. Er wollte sie in seinem Land haben und sie in Knechtschaft bringen. (Mosia 9:6,10,12.)



Zeniff und sein Volk bauten Häuser und zogen Mauern um ihre Städte. Sie säten, und sie bauten Getreide und Früchte an. Außerdem besaßen sie Vieh. (Mosia 9:8,9.)



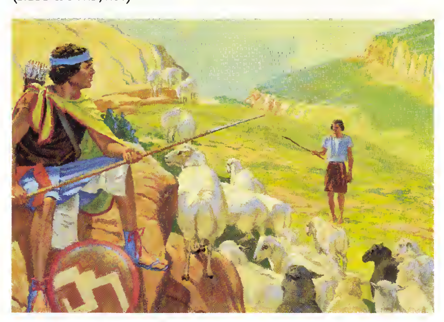
König Laman zeigte seinen Leuten, daß die Nephiten immer stärker wurden. Schon bald kamen viele Lamaniten. Sie töteten Nephiten und stahlen ihr Vieh und ihre Ernte. (Mosia 9:11,13,14.)



Die Nephiten flohen in ihre Stadt. Zeniff bewaffnete sein Volk mit Bogen, Pfeilen, Schwertern, Keulen und Schleudern und zog mit ihnen gegen die Lamaniten. (Mosia 9:15,16.)



Bevor sie in den Krieg zogen, baten sie Gott um Hilfe. Der Herr gab den Nephiten zusätzliche Kraft. Sie erschlugen viele Lamaniten und vertrieben die übrigen. (Mosia 9:17,18.)



Nach der Schlacht stellte Zeniff rund um das Land Wachen auf. Er wollte sein Volk und das Vieh vor den Lamaniten schützen. (Mosia 10:2.)



Viele Jahre lebten die Nephiten in Frieden. Die Männer bauten Getreide an, und die Frauen spannen Garn und nähten Kleidung. (Mosia 10:4,5.)



Als König Laman starb, wurde sein Sohn König. Er schickte seine Armee wieder gegen die Nephiten in den Krieg. Zeniff versteckte die nephitischen Frauen und Kinder in der Wildnis. (Mosia 10:6,8,9.)



Wieder gab der Herr den Nephiten Kraft. Die Nephiten kämpften gegen die Lamaniten und vertrieben sie aus dem Land. (Mosia 10:10,19,20.)


Lowell L. Hamblin

HONIGWABEN

Die Schatten wurden länger, und schließlich verschwand die Sonne hinter den im Abenddunst liegenden Bergen weit im Westen.

Unsere kleine Stadt im amerikanischen Westen besaß eine der besseren Rodeo-Arenen in der Gegend, und die war für uns vier Jungen ein idealer Spielplatz. An einem sonnigen Nachmittag waren meine Freunde und ich in die verlassene Arena gekommen. Dort ließen wir unserer Phantasie freien Lauf. Wir schlugen und gewannen viele Schlachten gegen Viehdiebe und andere Gesetzlose. Wir ritten die bockigsten Pferde und rangen die wildesten Stiere nieder.

Hinterher saßen wir zu viert still auf den obersten Stufen der Tribüne.

Ray sagte: „Es wird bald dunkel. Wir müssen nach Hause gehen."

„Ja, meine Brüder werden mich suchen", sagte ich und wischte mir eine Haarsträhne aus den Augen.

„Ich bin noch viel zu fertig zum Heimgehen", murmelte Bobby. „Laßt uns noch ein paar Minuten ausruhen."

Da fragte Jack: „Jungs, mögt ihr Honig?" Er starrte über die Arena hinweg auf das Feld von Mr. Sampson. Da stand ein Dutzend weißer Bienenkörbe, die jetzt in der Dämmerung kaum zu sehen waren.

„Ich schon", sagte ich, „mit Erdnußbutter und Brot."

Ray und Bobby stimmten zu.

„Honig schmeckt am besten frisch aus der Wabe", sagte Jack dann. „Habt ihr schon mal Honig frisch



ILLUSTRATION VON LARRY WINBORG

aus der Wabe gegessen?" Das hatte keiner von uns. „Na, dann wollen wir mal sehen, ob Mr. Sampson uns ein bißchen Honig in den Körben übriggelassen hat, vielleicht eine Wabe für jeden."

„Wäre das nicht gestohlen?" fragte Ray.

„Mr. Sampson hat sich wohl schon soviel Honig aus den Körben geholt, wie er braucht. Es wird ihn wohl nicht stören, wenn wir ein bißchen nehmen", antwortete Jack.

Wir waren hungrig und müde, also bedurfte es keiner großen Überredung, um uns zu überzeugen, daß die Honigwaben wahrscheinlich sehr gut schmecken würden. Wir überquerten die Arena, kletterten über den Zaun und holten jeder eine Wabe aus einem anderen Korb.

Als wir wieder auf den obersten Stufen der Tribüne saßen, fing mein Gewissen an mir klarzumachen, daß das, was ich getan hatte, wohl nicht so ganz richtig gewesen sei. Ich hätte vor Einbruch der Dunkelheit zu Hause sein sollen, und ich hatte etwas genommen, was mir nicht gehörte. Der erste Happen Honig schmeckte nicht so gut wie erwartet.

Da hörten wir unter uns Schritte auf dem Kies.

„Schnell, versteckt die Waben", flüsterte Jack.

Die Schritte kamen langsam über die Tribüne auf uns zu. Aus der Dunkelheit trat die große Gestalt eines Mannes. „Guten Abend, Jungs." Es war Mr. Sampson. Jeder in der Stadt achtete und mochte ihn, und uns wurde ungemütlich.

Jack rutschte unbehaglich herum und versuchte, den Honig von seinen Fingern an den Sitz neben sich zu schmieren.

„Guten Abend, Mr. Sampson." Ray war der einzige, der Worte fand.

„Ihr seid spät dran, nicht?" fragte er.

„Ja, Sir. Wir wollten gerade nach Hause gehen", antwortete Ray.

Nach einer kurzen Pause bemerkte Mr. Sampson: „Habt ihr eigentlich Ahnung von Bienen?"

Die Frage machte uns nervös. Schließlich sagte Ray: „Nicht besonders, glaube ich."

„Dachte ich mir. Ich will euch ein bißchen erzählen. In jedem Korb gibt es drei Arten von Bienen, nämlich die Königin, die Drohnen und die Arbeiterinnen. Jede hat etwas anderes zu tun, und alle machen ihre Sache gut. Die Königin legt die Eier, aus denen die jungen Bienen werden. Die Drohnen sind die männlichen Bienen, sie haben die Eier befruchtet, die die Königin legt."

Mr. Sampson zögerte ein paar Sekunden, damit wir uns das gut vorstellen konnten. „Jetzt sage ich euch etwas über die Arbeiterinnen. Sobald es im Frühjahr warm wird und die Blumen und Bäume zu blühen beginnen, verlassen die Arbeitsbienen den Korb und fangen an, Nektar aus den Blüten zu sammeln. Sie fliegen von Blüte zu Blüte, bis ihre Taschen voll sind. Dann fliegen sie zum Korb zurück und lagern den Nektar in den Waben. Ich nehme den Honig aus den Waben, die im Laufe des Sommers gefüllt werden. Im frühen Herbst aber, wenn es kalt wird und die Pflanzen verblüht sind, können die Bienen nicht mehr arbeiten. Darum lasse ich den Honig in den Waben, damit sie in den kalten Monaten davon leben können. Wenn nun jemand die Waben aus den Körben nimmt, verhungern die Bienen, und dann gibt es weder Bienen noch Honig."

Mr. Sampson stand auf. „Also, Jungs, das war erst mal genug zum Thema Bienen. Ich gehe jetzt nach Hause." Er ging die Tribüne hinunter, hielt aber noch einmal an und drehte sich zu uns um. „Ihr solltet jetzt auch nach Hause gehen, Jungs. Aber vorher gibt es vielleicht noch eine Kleinigkeit, die ihr noch erledigen wollt. Gute Nacht, Jungs."

„Gute Nacht, Mr. Sampson", sagten wir alle gleichzeitig.

Ein paar Minuten saßen wir noch dort, baß erstaunt. Mr. Sampson hatte gewußt, daß wir die Waben genommen hatten, und doch: kein Ärger, kein Schimpfen, keine Strafe.

Wir wußten, welche „Kleinigkeit" wir noch zu erledigen hatten. Wir holten die Honigwaben hervor und brachten sie in die Körbe zurück. □



TÄGLICH IN DER SCHRIFT LESEN

Laurel Rohlfing



„Ihr erforscht die Schriften, . . . gerade sie legen Zeugnis über mich ab." (Johannes 5:39.)

Wie oft eßt ihr am Tag? Wie lange seid ihr schon mal ganz ohne Essen ausgekommen? Wenn man nichts ißt und trinkt, dann knurrt der Magen vor Hunger, und man fühlt sich schwach.

Wie euer Magen jeden Tag Nahrung braucht, um stark und gesund zu bleiben, so braucht auch euer Geist jeden Tag Nahrung, um stark und dem himmlischen Vater nah zu bleiben. Ihr ernährt den Geist beispielsweise, wenn ihr in der heiligen Schrift lest. Unser Prophet, Präsident Ezra Taft Benson, hat gesagt: „Der himmlische Vater möchte, daß ihr *jeden* Tag vom Buch Mormon lernt. Es ist ein besonderes Geschenk des himmlischen Vaters an euch. Wenn ihr seine Lehren befolgt, lernt ihr, den Willen des Vaters im Himmel zu tun.

Ich hoffe, daß ihr von euren Eltern und Lehrern vom Buch ‚Lehre und Bündnisse' und von der Köstlichen Perle und von der Bibel lernt." (*Der Stern*, Juli 1989, Seite 84.)

Um wirklich jeden Tag in der Schrift zu lesen, müßt ihr euch zuerst selbst versprechen, daß ihr es tun werdet. Dann gewöhnt euch an, jeden Tag zur selben Zeit zu lesen, zum Beispiel gleich nach dem Aufwachen, vor oder nach dem Essen oder vor dem Schlafengehen. Ihr könnt einen Vers lesen, ein Kapitel, eine Seite oder eine bestimmte Zeit lang. Wenn ihr nicht selbst lesen könnt, bittet jemanden aus der Familie, euch vorzulesen. Wichtig ist, daß ihr es jeden Tag tut.

Jesus hat gesagt: „Gesegnet sind alle, die hungern und dürsten nach Rechtschaffenheit, denn sie werden – vom Heiligen Geist erfüllt – satt werden." (3 Nephi 12:6.) Wenn ihr jeden Tag in der heiligen Schrift lest, werdet ihr auf vielerlei Weise gesegnet, und ihr werdet euch dem himmlischen Vater näher fühlen. □

Anleitung

In dem Bild seht ihr dreißig Felder mit Zahlen. Für jeden Tag, an dem ihr in der heiligen Schrift gelesen habt, dürft ihr ein Feld ausmalen, angefangen mit Nummer 1. Wenn die dreißig Tage um sind, ist euer Bild fertig, und ihr habt euch angewöhnt, jeden Tag in der heiligen Schrift zu lesen.

Anregungen für das Miteinander

1. Lesen Sie den Kindern das folgende Zitat von Präsident Benson vor; lassen Sie sie eine Lieblingsstelle im Buch Mormon nennen, die sie auswendiglernen sollen. „Ich sehe vor mir, wie Tausende von Missionaren auf Mission gehen und Hunderte von Schriftstellen aus dem Buch Mormon auswendig kennen, so daß sie den geistigen Hunger der Welt stillen können." (*Der Stern*, Januar 1989, Seite 4.)
2. Erzählen Sie Geschichten von Leuten, die als Kinder aus der heiligen Schrift unterwiesen wurden, wie zum Beispiel Jesus, Nephi, Helamans junge Krieger, Mormon, Daniel und Samuel; Sie können die Geschichten auch vorführen lassen.
3. Geben Sie kleine Gegenstände, die jeder eine Geschichte aus der heiligen Schrift darstellen, in einen Beutel. Jedes Kind zieht einen Gegenstand heraus und nennt oder erzählt die Geschichte, an die der Gegenstand erinnert.
4. Erzählen Sie den Anfang einer Geschichte aus der heiligen Schrift, und brechen Sie an einer spannenden Stelle ab. Nun sollen die Kinder diese Geschichte in der Schrift suchen und den Rest vorlesen. □

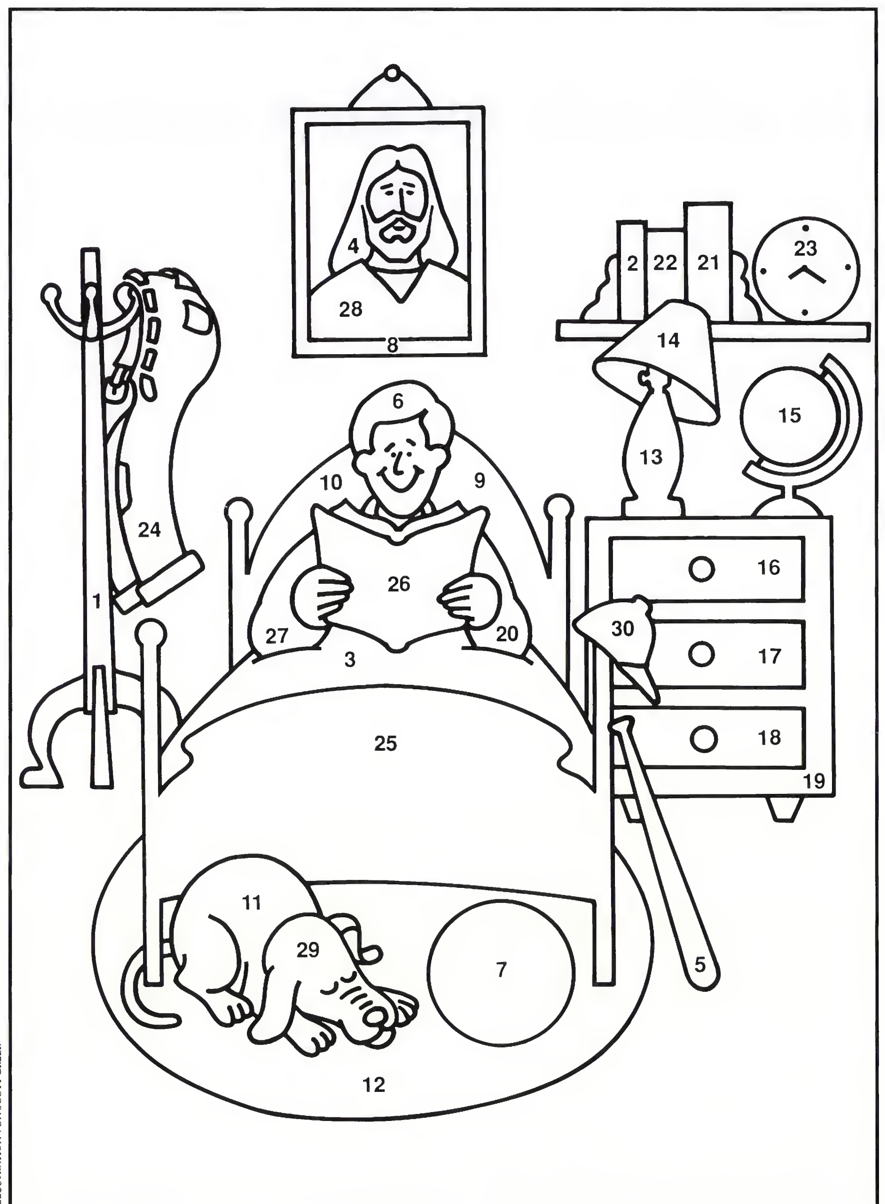


ILLUSTRATION VON SCOTT GREER

Helen Hughes Vick

Ich will nicht zur Kirche gehen

„Aber Mama", jammerte Trevor, „ich will heute nicht zur Kirche gehen. Ich will zu Hause bleiben und draußen spielen. Wir haben doch Schulferien, warum gibt es dann keine Kirchenferien?"

Trevors Mutter lächelte. „Was würde wohl geschehen, wenn der himmlische Vater Ferien machen und nicht mehr über uns wachen und uns helfen würde? Außerdem kannst du doch die ganze Woche draußen spielen."

Am nächsten Tag spielte Trevor draußen. Er spielte lange und tobte sich aus. Am späten Nachmittag, bei einem Fahrradrennen mit seinen Freunden, drehte Trevor sich um und sah nach, wieviel Vorsprung er hatte. In diesem Augenblick fuhr er gegen einen Stein. Erst im Krankenhaus schlug er wieder die Augen auf. Er hatte einen großen Gips am linken Bein und einen riesigen Verband am Kopf.

Da lag er nun. Das Bein wurde von einer Kette mit einem Gewicht hochgehalten. Er konnte sich nicht umdrehen, nur auf dem Rücken liegen. Die Ärzte sagten, daß er mindestens vier Wochen so liegen müsse! Der ganze Sommer war hin!

Noch nie war Trevor etwas so schwer gefallen, wie einfach nur still in dem großen Krankenhausbett zu liegen. Mama, Papa und seine Schwestern besuchten ihn jeden Tag. Sie brachten ihm Bücher und Kassetten mit und Spiele, die er im Liegen spielen konnte. Das half zwar, aber trotzdem schien jeder Tag wie eine Ewigkeit.

Als es Sonntag war, wußte Trevor, daß seine Familie zur Kirche gehen und erst am späten Nachmittag zu ihm kommen würde. Er malte in seinem neuen Malbuch und las danach ein paar Bücher. *Das ist irgendwie nicht in Ordnung. Zu Hause wäre ich heute zur Kirche gegangen.* Das *wäre in Ordnung,* sagte er bei sich.

Trevor dachte an seine PV-Klasse. *Jetzt sind sie wohl gerade beim Miteinander und singen ein paar von meinen Lieblingsliedern. Vielleicht spielen sie auch das Bibelspiel, das Schwester Hinton uns letzte Woche beigebracht hat.*



Er fragte sich, worüber Schwester Norman heute wohl im Unterricht sprechen würde. Letzte Woche war es um Vergebung gegangen. Er hatte den Unterricht gern, obwohl das Stillsitzen machmal recht schwer war. Je länger Trevor an die Kirche dachte, desto mehr wünschte er sich, dort zu sein.

Die folgende Woche fiel Trevor auch nicht leichter. Ständig dachte er daran, daß er nächsten Sonntag wieder nicht zur Kirche gehen konnte. Gegen das tagelange Liegen im Bett schien es gar nicht mehr so schwer, drei Stunden lang in der Kirche still zu sitzen.

Dann war wieder Sonntag, und der Morgen schien sich immer mehr in die Länge zu ziehen. Trevor sah zur Wanduhr. *Jetzt ist das Miteinander vorbei, und jeder geht in seine Klasse. Ich wette, der Unterricht ist gut,* dachte Trevor traurig.

Etwa zehn Minuten später stand Schwester Norman in der Tür! „Hallo, Trevor. Dürfen wir reinkommen?"

„Toll! Ja, ja", rief Trevor glücklich.

Die anderen vier Kinder aus Trevors Klasse waren mit Schwester Norman gekommen. Jedes Kind trug Karten und Briefe, die alle anderen PV-Kinder während des Miteinanders für Trevor geschrieben hatten.

Nachdem sie sich ein paar Minuten unterhalten hatten, sagte Schwester Norman: „Wir haben dich alle vermißt, und da haben wir eingesehen, daß die PV ohne dich einfach nicht die richtige PV ist. Also bringen wir die PV heute zu dir."

Die Kinder setzten sich um das Bett herum. Dann hielt Schwester Norman Unterricht darüber, daß man zu anderen Menschen freundlich sein soll.

Viel zu schnell ging der Unterricht vorüber. Es wurde Zeit für Trevors Klasse, wieder zu gehen. Bevor Schwester Norman ging, sagte sie: „Trevor, wenn es dir recht ist, kommen wir jede Woche hierher und halten Unterricht, so wie in der Gemeinde."

„Oh", sagte Trevor, „das wäre einfach prima! Danke."

Als die Besucher gegangen waren, dachte Trevor: *Ich bin froh, daß die PV weitergeht, auch wenn wir nicht zur Schule müssen. Und besonders froh bin ich darüber, daß der himmlische Vater keine Ferien macht!* □

ILLUSTRATION VON DALE KILBOURN

„Weide meine Schafe!" (Johannes 21:16.)

SOMMERLÄMMER

Jayne B. Malan
Erste Ratgeberin in der JD-Präsidentschaft

Einen Sommer sagte mein Vater, er habe für meinen Bruder und mich eine wichtige Aufgabe. Er zeigte auf eine nahegelegene Weide mit vielen Lämmern und sagte, wenn wir die Lämmer aufzögen und im Herbst verkaufen könnten, werde er den Erlös mit uns teilen.

Wir waren begeistert. Es waren etwa dreihundertfünfzig Lämmer, und wir mußten sie nur füttern. Jedoch: Keins der Lämmer hatte eine Mutter. Sie waren alle infolge eines schweren Sturmes umgekommen. Es ist nicht schwer, ein oder zwei Jungtiere aufzuziehen, aber dreihundertfünfzig – das ist etwas ganz anderes! Es gab zwar reichlich Gras, aber die Lämmer brauchten Milch. Aus Holzbrettern machten wir ein paar lange, V-förmige Futtertröge. Dann holten wir uns einen großen Waschzuber aus Zinn, mahlten etwas Getreide und gaben es hinein. Anschließend schütteten wir Milch dazu, bis wir einen dünnen Brei hatten.

Wir trieben die Lämmer an die Tröge, zeigten auf die Nahrung und sagten: „Freßt!" Sie standen aber nur da und sahen uns an. Wir versuchten, ihre Nase in den Milchbrei zu stupsen, damit sie den Geschmack aufnahmen und mehr wollten. Wir steckten einen Finger in den Brei, um die Lämmer daran saugen zu lassen. Einige tranken dann, aber die meisten liefen weg.

Viele der Lämmer verhungerten. Wir konnten sie nur füttern, indem wir jeweils zwei auf den Arm nahmen und sie wie Babys fütterten.

Nachts saßen die Kojoten auf dem Berg und heulten. Am nächsten Morgen sahen wir dann immer das Ergebnis ihrer Anstrengungen und mußten wieder zwei, drei Lämmer beerdigen.

Clay und ich dachten bald nicht mehr daran, daß wir eigentlich reich werden wollten. Wir wollten nur noch unsere Lämmer durchbringen. Es war nicht ganz so schlimm, bis ich mich mit einem Lamm anfreundete und ihm einen Namen gab. Es blieb immer in meiner Nähe und kannte meine Stimme. Ich hatte dieses Lamm lieb. Eines Morgens kam mein Lamm nicht, als ich es rief. Im Laufe des Tages fand ich es dann unter den Weiden am Bach. Es war tot. Weinend hob ich es auf und ging zu meinem Vater. Ich sah ihn an und sagte: „Papa, kann uns nicht jemand unsere Lämmer weiden helfen?"

Nach einem langen Augenblick antwortete er: „Jayne, vor langer, langer Zeit hat jemand etwas ganz Ähnliches gesagt, nämlich: ‚Weide meine Lämmer! . . . Weide meine Schafe!'" (Johannes 21:15,16.) Mein Vater legte den Arm um mich und ließ mich eine Weile weinen, dann ging er mit mir mein Lamm beerdigen.

Viele Jahre später dachte ich über Mose 1:39 nach, und da verstand ich, was mein Vater gemeint hatte. Dort steht: „Denn siehe, es ist mein Werk und meine Herrlichkeit, die Unsterblichkeit und das ewige Leben des Menschen zustande zu bringen." Als ich über die Mission des Erretters nachdachte, fiel mir auch der Lämmersommer wieder ein, und ich konnte nachempfinden, wie dem Herrn zumute sein muß, da er so viele Lämmer zu weiden, so viele Menschen zu erretten hat. Und ich wußte im Herzen, daß er meine Hilfe braucht.

(Nach einer Ansprache auf der Generalkonferenz im Oktober 1989, siehe Der Stern, *Januar 1990, Seite 72.)*



ILLUSTRATION DICK BROWN



DER KLEINE FORSCHER

ZU FUSS NACH ZION

Violet Kimball

„Alles soll in Ordnung geschehen, und alle Heiligen, die dazu in der Lage sind, sollen sich nach Zion aufmachen . . . sie sollen zu Fuß kommen, mit Handwagen oder Schubkarren; sie sollen die Lenden gürten und gehen, und nichts soll sie hindern oder aufhalten." (Aus einem allgemeinen Brief der Ersten Präsidentschaft, *Millenial Star*, 26. Januar 1856, Seite 54.)

Die Kinder, die mit Handkarren über die Prärie zogen, hatten wohl die abenteuerlichste Reise. Mit dem Handkarren kam man oft schneller voran als mit dem Planwagen. Einige Kinder, die mit Handkarren reisten, kamen sogar schon nach neun Wochen in Salt Lake City an. Für andere dagegen dauerte die mühsame Reise mehr als vier Monate.

Manche Handkarren-Gruppen bestanden ausschließlich aus eingewanderten Heiligen, die erst kurz zuvor in die Vereinigten Staaten gekommen und überhaupt nicht auf die unwirtlichen Prärien und das manchmal schlimme Wetter vorbereitet waren.

Hitze, Regen, Staub, Wind, Klapperschlangen, wilde Tiere, Durst, Hunger, Krankheit, Kälte und Tod waren ihre Begleiter. Aber mit ihnen zog auch die Begeisterung, durch ein neues Land in eine neue Heimat zu reisen.

Aus einigen Tagebüchern von Pionieren erfahren wir etwas über die rührenden und tragischen Erlebnisse der Kinder. „Wenn wir uns morgens auf den Weg machten, gab es jedesmal etwas Neues zu sehen", steht in einem Tagebuch. „Vögel laufen den Pfad entlang . . . Blumen und schöne Steine warten darauf, aufgehoben zu werden."

Einige Gruppen ließen die Kinder früher als die Handkarren aufbrechen und ein Stück vor der Hauptgruppe hergehen, damit sie die Reise nicht verzögerten. Eine Mutter schreibt, ihr fünfjähriger Sohn sei „achtzehn Meilen (29 Kilometer) ohne Rast gewandert".

Einige Jungen und Mädchen halfen mit, die Handkarren zu ziehen und zu schieben, auf denen die wenigen Besitztümer transportiert wurden, die sie mitnehmen durften. Viele mußten ihr Hab und Gut am Weg zurücklassen, weil die Handkarre allein schon ihre ganze Kraft in Anspruch nahm.

Bei der Martin-Gruppe im Jahre 1856 bestand Bruder Martin darauf, daß alles außer dem Nötigsten weggeworfen wurde, damit die Gruppe das Salzseetal schneller erreichte. Viele Kinder mußten sich von Spielzeug trennen, das sie mitgebracht hatten. Ein


ILLUSTRATION VON SUSAN MEEKS CURTIS

kleines Mädchen besaß einen kleinen Löwen aus Gußeisen. Auch er wurde liegengelassen, aber das kleine Mädchen hing so daran, daß sie in der Nacht zurücklief, den Löwen fand, ihn an eine Schnur band und ihn unter ihrem Kleid den ganzen Weg bis ins Salzseetal trug.

Auf dem Weg geschahen viele Wunder. Zwei kleine Mädchen spielten bei einem Feuer, und eins stürzte rückwärts in einen Kessel mit kochendem Wasser. Sie wurde rasch herausgezogen, und nach einem Priestertumssegen ging es ihr wieder gut.

Ein Mädchen rannte barfuß hinter der Kuh ihrer Familie her. Da trat sie in etwas Weiches. Es war ein Schlangennest! „Ich wagte kaum, mich zu bewegen", schreibt sie. „Mir fiel nur ein, zu beten." Der Herr erhörte ihr Beten, und sie kam heraus, ohne gebissen zu werden.

Die Kinder mußten hart arbeiten, und oft hatten sie es schwer, doch sie hatten auch ihren Spaß. Ein Tagebuch berichtet: „Es hat uns viel Spaß gemacht, die leeren Karren zu ziehen und so zu tun, als würden wir einen Planwagen führen. . . . Wir hatten Zeit genug, um uns das Land anzusehen, durch das wir zogen. Wir rannten hierhin und dorthin und erforschten dies und das."

Wenn die Pioniere auf dem Weg etwas zu essen brauchten, schossen sie normalerweise einen Büffel. Wenn das ganze Lager frisches Fleisch zu essen bekam, war das immer sehr spannend.

In großen Ameisenhaufen in der Nähe verlassener Indianerlager suchten die Kinder nach indianischen Perlen, aus denen sie sich Ketten machten. Außerdem bauten sie Pferche aus Sand und Steinen, in die sie gefangene Insekten sperrten und so taten, als sei das ihr Vieh. Die Kinder spielten auch eine Art Verstecken; dieses Spiel nannten sie Aufstöbern.

Von all den neuen und aufregenden Erlebnissen der Pionierkinder kam aber keines der Freude gleich, wenn sie endlich in dem Tal ankamen, in dem sie ein neues Leben beginnen würden. ☐

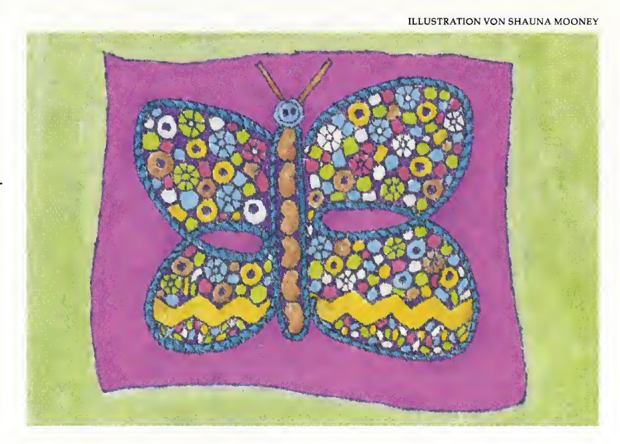
BASTELN MIT GARN

Julie Wardell

Für ein Garnbild braucht ihr folgendes: Papier, Kleber, Garn und verschiedene kleine Gegenstände wie alte Knöpfe, kleine Kreise aus Papier, Nähreste (Stücke von Bändern, Spitze usw.), Zahnstocher oder Murmeln.

1. Mit dem Kleber macht ihr ein einfaches Muster auf das Papier, wie auf der Abbildung zu sehen ist. Dann drückt ihr Garn auf die Linien aus Klebstoff.
2. In das Garnmuster klebt ihr nun die kleinen Gegenstände.

ILLUSTRATION VON SHAUNA MOONEY



PROPHETEN DES ALTEN TESTAMENTS

Janet Peterson

Was paßt zu welchem Propheten?

1. Adam	a) Er eroberte die Stadt Jericho.
2. Noach	b) Er war der Großvater Jakobs.
3. Mose	c) Er wurde von einem großen Fisch verschlungen.
4. David	d) Sein Name wurde geändert, nun heißt er Israel.
5. Salomo	e) Seine Mutter weihte ihn dem Herrn.
6. Elija	f) Er ist der letzte Prophet im Alten Testament.
7. Josef	g) Er tötete Goliat.
8. Samuel	h) Er war der erste Mensch auf der Erde.
9. Daniel	i) Er prophezeite von Christus und wird im Buch Mormon zitiert.
10. Josua	j) Er war der Vater von Jakob und Esau.
11. Maleachi	k) Ihm wurde geboten, eine Arche zu bauen.
12. Jakob	l) Er sagte Naaman, dieser möge sich sieben Mal im Jordan waschen, um geheilt zu werden.
13. Isaak	m) Er führte die Israeliten aus Ägypten ins verheißene Land.
14. Jesaja	n) Er wurde in eine Löwengrube geworfen und nicht verletzt.
15. Abraham	o) Er war berühmt wegen seiner Weisheit und wegen des Tempels, den er bauen ließ.
16. Elischa	
17. Jona	p) Er wurde von seinen Brüdern nach Ägypten verkauft.
	q) Er segnete das Mehl und das Öl einer Witwe und erweckte deren Sohn von den Toten.

Lösung: 1 (h), 2 (k), 3 (m), 4 (g), 5 (o), 6 (q), 7 (p), 8 (e), 9 (n), 10 (a), 11 (f), 12 (d), 13 (j), 14 (i), 15 (b), 16 (l), 17 (c)

Umschlagseite:
„Die Handkarrengruppe Martin wird von Freiwilligen gerettet" Gemälde von Clark Kelly Price. Die Kinder bei den Handkarrengruppen arbeiteten hart und hatten es oft schwer, aber sie hatten auch Spaß. Siehe den Artikel „Zu Fuß nach Zion" auf Seite 14.



„CHRISTUS UND DER REICHE JUNGE MANN", GEMÄLDE VON HEINRICH HOFMAN

DIE WICHTIGSTE ENTSCHEIDUNG IM LEBEN

Elder Boyd K. Packer
vom Kollegium der Zwölf Apostel

Ich möchte Ihnen etwas offenbaren, und ich sage absichtlich *offenbaren*. Ich habe mich abgemüht, wirklich abgemüht, um in ein paar Sätzen auszudrücken, was ich sagen will. Ich fürchte, wenn ich es dann gesagt habe, werden viele unter Ihnen sagen: „Na, das wußte ich schon!", und sie werden es für schlicht, für einfallslos und sogar für dumm halten. Was ich offenbaren will, ist nämlich ganz normal, ein Gemeinplatz. Gerade darum fällt es uns meist so schwer, einzusehen, wie wichtig das ist.

Aber außer der Tatsache, daß Jesus der Messias, der Sohn Gottes, ist, und daß sein Evangelium durch Propheten wiederhergestellt worden ist, gibt es da noch eine Wahrheit, die ich meinen Kindern unbedingt beibringen möchte. Hier sind nun die Sätze, mit denen ich mir solche Mühe gegeben habe:

Die meisten Menschen meinen irrigerweise: Wenn man das, was man tut, gut macht, wirklich gut macht, dann wird man irgendwann berühmt und reich belohnt. Die meisten Menschen meinen also, daß zu den unabdingbaren Bestandteilen des Erfolgs auch eine gute Portion Ruhm und Reichtum gehört. Die ganze Welt baut wohl darauf. Diese Annahme ist aber falsch! Sie stimmt nicht! Der Herr hat etwas anderes gelehrt.

Die Wahrheit ist erstaunlich schwer zu lehren und schwer zu lernen. Wenn jemand, der *nicht* berühmt und *nicht* reich geworden ist, behauptet, daß weder Ruhm noch Reichtum für den Erfolg wichtig seien,

dann halten wir das für eine Ausrede. Was könnte er denn auch sonst sagen, ohne sein Versagen einzugestehen? Wenn aber jemand, der Ruhm und Reichtum besitzt, behauptet, daß nichts davon für Erfolg und Glück wichtig sei, dann nehmen wir an, daß er sich aufspielt und falsche Bescheidenheit an den Tag legt.

Somit halten wir beide, den berühmten und reichen wie den nicht berühmten und armen Menschen, für unglaubwürdig. Wir bezweifeln, daß sie beide objektiv sein können. Uns bleibt also nur eines übrig, nämlich durch eigene Erfahrung zu lernen, was es mit Bekanntheit und Wohlstand sowie mit ihrem Gegenteil auf sich hat. Wir mühen uns also durchs Leben, erlangen vielleicht weder Ruhm noch Reichtum, um schließlich einzusehen, daß man auch ohne sie erfolgreich sein kann. Vielleicht besitzen wir eines Tages aber auch beides und erkennen dann, daß sie nicht zu den Zutaten zählen, aus denen Erfolg und wirkliches Glück bestehen. Es dauert sehr lange, etwas auf diese Weise zu lernen.

Ob wir wohl jemals begreifen, daß es nicht um Ruhm oder Bedeutungslosigkeit, um Wohlstand oder Armut geht? Die Entscheidung fällt zwischen Gut und Böse, und das ist doch wohl etwas ganz anderes. Wenn wir das endlich begriffen haben, dann hängt unser Glück nicht mehr von materiellem Besitz ab. Gott hat uns Handlungsfreiheit gewährt. Wenn wir uns klarmachen lassen, worauf es wirklich ankommt, dann können wir Erfolg finden.

Das Buch Mormon sagt uns: „Die Menschen sind genügend unterwiesen, um Gut von Böse zu unterscheiden." (2 Nephi 2:5.) Wir haben auch folgendes erfahren: „Darum sind die Menschen gemäß dem Fleische frei; und ihnen ist alles gegeben, was für den Menschen ratsam ist. Und es ist ihnen gewährt, sich durch den großen Vermittler aller Menschen Freiheit und ewiges Leben zu wählen – oder aber Gefangenschaft und Tod gemäß der Gefangenschaft und Macht des Teufels." (2 Nephi 2:27.)

Das Streben nach Ruhm und Reichtum ist eine materialistische Versuchung, die seit alters die Entscheidungskraft der Menschen trübt. Darum gibt es auch in unserer heutigen Welt seltsame und furchterregende Schwierigkeiten.

Ich wiederhole: Die maßgebende Entscheidung im Leben fällt weder zwischen Ruhm und Bedeutungs-

Unser Glück und unser Erfolg hängen nicht von Materiellem ab, sondern davon, daß wir nach dem Besten streben und anderen Menschen dienen. „Wenn ihr euren Mitmenschen dient, allein dann dient ihr eurem Gott." (Mosia 2:17.)

losigkeit noch zwischen Wohlstand und Armut. Sie fällt zwischen Gut und Böse. Es ist durchaus möglich, sowohl reich und berühmt als auch in ewiger, spiritueller Hinsicht erfolgreich zu sein. Allerdings hat der Herr uns davor gewarnt, daß es zu Schwierigkeiten kommen könnte; er sprach in diesem Zusammenhang von einem Kamel und einem Nadelöhr.

Wenn aber weder Wohlstand noch Bekanntheit wirklich lohnende Ziele sind, womit können wir dann dazu bewegt werden, nach dem Besten zu streben? Nach welchen Zielen können wir streben?

Ich möchte zwei Ziele vorschlagen. Nach dem Besten zu streben ist an sich schon ein gutes Ziel: Was auch immer man tut, man macht es so gut wie irgend möglich. Man entwickelt die eigenen Talente so gut wie möglich. Man macht einen ausgeglichenen, würdigen, verständigen Menschen aus sich.

Der Herr hat es so gesagt: „Ihr sollt also vollkommen sein, wie es auch euer himmlischer Vater ist." (Matthäus 5:48.)

Das andere Ziel heißt Dienen. „Wenn ihr euren Mitmenschen dient, allein dann dient ihr eurem Gott." (Mosia 2:17.)

Ich weiß jetzt noch nicht, ob Sie das verstehen. Aber ich weiß: Das, was ich Sie lehren möchte, ist wahr. Ruhm und Reichtum sind so wenig für wahres Glück auf Erden nötig, wie das Fehlen von Ruhm und Reichtum Sie daran hindern kann, wirklich glücklich zu werden.

Ich habe eingangs gesagt, daß ich meinen Kindern die Wahrheit beibringen möchte, die ich in jenen paar Sätzen zusammengefaßt habe. Ich kann mir vorstellen, wie sich meine Nachkommen in späteren Generationen mit den Anforderungen des Lebens herumschlagen.

Sie werden vielleicht ihr ganzes Leben lang weder weithin bekannt noch reich belohnt. Und ich kann mir vorstellen, daß ich dann vor dem großzügigen Gott auf die Knie falle, weil meine Gebete beantwortet worden und meine Nachkommen wahrhaft erfolgreich und glücklich sind.

Ob man glücklich ist, hängt davon ab, was man mit dem, was man hat, anfängt, was man aus dem lernt, was man getan hat, und was man dann tut. Darum geht es am Tage des Gerichts. □

ILLUSTRATION VON DEL PARSON





Wo hatte ich ihren Namen gelesen?

Susan Wyman

Ich war für die Besuchslehrarbeit in unserer Gemeinde zuständig und machte mir besonders um die weniger aktiven Schwestern Gedanken. Oft betete ich zum Herrn und bat ihn, mich so zu leiten, daß diese Schwestern merkten, daß uns immer noch etwas an ihnen lag. Wir sorgten dafür, daß sie über unsere Aktivitäten informiert wurden, und jede erhielt monatlich einen kurzen Brief von einer aktiven Schwester.

Eines Abends erstellte ich anhand der Mitgliederliste die Besuchslehr-Übersicht für die Leiterin der Frauenhilfsvereinigung. Da stieß ich auf Namen und Anschrift einer mir unbekannten Schwester, die in unserer Gemeinde wohnte. Ich fand es seltsam, daß ihr Name mir vorher nie aufgefallen war, und ich hatte das Gefühl, daß eine bestimmte Schwester aus der Gemeinde ihr schreiben sollte.

Um zwei Uhr nachts erwachte ich aus tiefem Schlaf und hatte das starke Gefühl, daß ich ihr sofort einen Brief schreiben sollte.

Diesen Gedanken trug ich der FHV-Leiterin vor; sie war einverstanden und erteilte den entsprechenden Auftrag. Doch auch nach mehreren Monaten hatten die Briefe noch nichts bewirkt. Schließlich legte die Schwester, die immer geschrieben hatte, ihrem nächsten Brief einen frankierten Umschlag mit ihrer eigenen Adresse bei und bat die weniger aktive Schwester, ihr mitzuteilen, ob sie auch weiterhin Briefe bekommen wollte. Im Antwortschreiben erklärte diese weniger aktive Schwester, daß sie vor einigen Jahren Übertretungen begangen habe, durch die kirchliche Disziplinarmaßnahmen erforderlich geworden waren. Seit damals habe sie sich verletzt gefühlt und sei verbittert gewesen. Sie werde sich allerdings über weitere Briefe freuen.

Kurz darauf – ich schrieb gerade eine neue Beluchslehrliste – bemerkte ich, daß der Name der weniger aktiven Schwester nicht mehr auf der Gemeindeliste stand. Ich ging die alten Listen durch, die in meinem Schreibtisch lagen, aber in keiner konnte ich den Namen finden. Also rief ich die FHV-Leiterin und den Gemeindesekretär an, aber auch die beiden konnten keinerlei Angaben machen. Wo hatte ich ihren Namen und die Anschrift nur gelesen? Mir wurde klar, daß der Herr sie mir gezeigt hatte.

Ein paar Wochen später wachte ich nachts um zwei Uhr aus tiefem Schlaf auf. Ich hatte sehr stark das Gefühl, der weniger aktiven Schwester sofort schreiben zu müssen, was ich mit ihrem Namen und der Anschrift erlebt hatte. Mir war klar: Der Geist gebot mir, ihr zu schreiben.

Etwa eine Woche, nachdem ich den Brief abgeschickt hatte, rief die Schwester mich an. Lange Zeit, so erzählte sie, sei sie überzeugt gewesen, daß der Herr überhaupt nicht mehr wußte, daß es sie gab. Durch meinen Brief wisse sie aber nun, daß sie nicht vergessen worden sei. Mittlerweile ist diese Schwester wieder in der Kirche aktiv. □

Susan Wyman gehört zur Gemeinde 2 in Nashua im Pfahl Nashua New Hampshire.

FOTO VON JED CLARK

Wade Brackenbury



EISTAUFE

Im November 1989 begegnete Kim Hye Gook mir zum ersten Mal. Damals war ich Missionar und diente in Suwon, etwa dreißig Kilometer südlich von Seoul in Süd-Korea. Sie war den Missionarinnen von einem amerikanischen Soldaten namens Brice Womack empfohlen worden, der in Songtan stationiert war. Die Missionare unserer Zone besuchten das Waisenhaus, in dem Fräulein Kim arbeitete. Es beeindruckte uns, welche Geduld und Liebe sie jedem der Kinder entgegenbrachte.

Etwa zur gleichen Zeit sprachen wir in Suwon mit Leuten auf der Straße, und dabei lernten wir Pak Hyang Gook kennen. Kurz darauf fingen wir an, die Missionarslektionen mit ihr durchzunehmen.

Beide Untersucherinnen nahmen alle Lektionen durch, entwickelten ein starkes Zeugnis und beschlossen, sich taufen zu lassen. Sonntag, der 24. Januar 1990 wurde dazu ausersehen. Wir trafen die üblichen Vorbereitungen für die Taufe und kamen mit dem Hausmeister und dem Bischof zusammen, um uns zu vergewissern, daß für alles Nötige gesorgt war. Alles schien in Ordnung zu sein.

Schließlich kam der Tag, und es war sehr kalt, wie oft im koreanischen Winter. Nach dem Eröffnungsteil der Sonntagsschule fragte ich den Hausmeister, ob heißes Wasser zur Verfügung stände. Da sagte er uns, daß die Heizung nicht in Ordnung sei und wir die Taufe nicht durchführen könnten.

Wir erschraken. Einige Freunde von Fräulein Kim waren den ganzen Weg von Songtan hergekommen, um an der Taufversammlung teilzunehmen. Außerdem sollten drei Untersucher aus dem fünfzehn Kilometer entfernten Zweig Osan während desselben Gottesdienstes getauft werden. Der ganze Zweig Osan hatte sich dazu angekündigt.

Schwester Gu Jean Jaw, eine Missionarin, und ich versuchten, die Situation zu retten. Wir nahmen die Heizung auseinander und stellten fest, daß eine Sicherung durchgebrannt war. Wir ersetzten sie durch eine ähnliche Sicherung und bauten alles wieder zusammen.

Zu unserer Freude funktionierte die Heizung. Doch die Begeisterung war nur kurz. Schnell stellte sich heraus, daß kein Wasser von der Heizung ins Taufbecken floß, weil die Wasserleitung zugefroren war. Drei Stunden lang versuchten wir, die Leitung durch Übergießen mit heißem Wasser aufzutauen. Es ging nicht. Wir versuchten, ein Lichtbogenschweißgerät zu bekommen, mit dem wir vielleicht das Rohr erhitzen und das Eis schmelzen konnten. Doch niemand, der so ein Gerät besaß, wollte es uns leihen.

Dann war es zwei Uhr, und die Taufe sollte beginnen. Der Zweigpräsident und die Mitglieder aus Osan trafen ein. Schwester Gu Jean Jaw rief jedes Mogyotang (Badehaus) in Suwon an und fragte, ob wir die Taufen dort vollziehen dürften, aber niemand wollte uns helfen.

Ich sprach mit Fräulein Kim. Sie war enttäuscht. Sie sagte, sie habe gebetet und wisse, daß sie sich taufen lassen solle. Zusammen mit den Missionarinnen hatte sie die Taufe für diesen Tag festgesetzt. Sie nahm das Buch Mormon, das die Schwestern ihr am Anfang der Lektionen gegeben hatten, und schlug das Bild auf, das zeigt, wie Alma ein Mädchen in den Wassern Mormon tauft. Sie fragte: „Kann ich nicht in einem Fluß oder See getauft werden?" Stimmen wurden laut, die riefen, das sei unmöglich, draußen sei alles zugefroren, es sei zu kalt.

Der Bischof bat uns in sein Büro, um zu entscheiden, was getan werden sollte. Wir kamen überein, daß die Mädchen selbst sagen sollten, wann und wo sie getauft werden wollten. Der Bischof rief sie zu sich. Er erklärte, daß er an einem See eine abgeschlossene und geeignete Stelle kenne. Man komme aber nur dorthin, wenn man lange mit dem Bus fahre und dann noch zwanzig Minuten laufe.

Lange war es still im Zimmer. Dann sprach Fräulein Kim. Sie wiederholte, daß sie das Evangelium ange-

nommen und dem heutigen Tag für die Taufe zugestimmt habe. Sie glaube, wenn sie ihr Teil tue, werde der Herr sein Teil tun. Und wenn es ihr Teil sei, in einem eiskalten See getauft zu werden, dann sei sie dazu bereit.

Wir trafen also Vorbereitungen für die Taufe im See. Die Missionare Forbes und Miner liefen nach Hause, um Handtücher zu holen. Die beiden Untersucherinnen zogen Taufkleidung an, Elder Parker und ich taten das gleiche. Der Taufgottesdienst fand im Gemeindehaus statt, dann stiegen wir in den Bus und fuhren zum See. Dort sahen wir viele Schlittschuhläufer, das Eis mußte also sehr dick sein.

Der Bischof war im eigenen Auto vorausgefahren und befand sich bereits auf der anderen Seite des Sees. Als wir bei ihm ankamen, war er vergeblich bemüht, mit einem großen Stein ein Loch ins Eis zu schlagen. Mein Mitarbeiter und ich gingen zu einem kleinen Haus am Ufer und klopften an. Ein Mann im mittleren Alter öffnete die Tür. Er trug einen violetten Hanbok, das traditionelle koreanische Gewand. Ich erklärte ihm auf koreanisch, daß wir etwas brauchten, um ein Loch ins Eis zu schlagen. Rasch verschwand er im Haus und kam mit einer alten Axt zurück, die einen selbstgemachten Stiel hatte. Er bat uns nicht einmal, die Axt zurückzubringen, lächelte nur und schloß die Tür.

Wir kehrten zum See zurück, hackten ein kleines Loch ins Eis und maßen mit einem Stock die Tiefe. Das Wasser war zu flach für die Taufe. Wir hackten viele kleine Löcher und maßen die Wassertiefe. Schließlich fanden wir eine geeignete Stelle.

Es dauerte noch eine Stunde, bis das Loch so groß war, daß man darin taufen konnte. Einmal brach der improvisierte Stiel, aber wir fingen die Axt auf, ehe sie versinken konnte. Das Eis war etwa 30 cm stark. Die meisten Stücke, die wir losschlugen, waren so schwer, daß wir sie nicht herausheben konnten, also drückten wir sie seitlich unter die Eisdecke.

Endlich taufte Elder Parker Schwester Pak, und ich taufte Schwester Kim in diesem zugefrorenen See. Inzwischen war es spät geworden. Die Schlittschuhläufer waren nach Hause gegangen. Der Himmel war klar und die Luft bitterkalt. Ich weiß aber noch: Als ich mich aus dem Loch zurück auf die Eisdecke zog, bemerkte ich, daß mir erstaunlicherweise gar nicht kalt war. Auch Schwester Kim erging es so.

Zum Schlußgebet stellten sich alle dicht zusammen, dann wickelten wir uns in Handtücher und machten uns auf den Weg zur Haltestelle. Die neugetauften Schwestern fuhren zum Bischof, um sich dort umzuziehen, die anderen Missionare und ich gingen nach Hause. Um 8.30 Uhr trafen wir uns alle beim Bischof zum Abendessen. Der Bischof hatte das starke Gefühl, daß die beiden Mädchen auf der Stelle konfirmiert werden sollten, und wir waren einverstanden.

Während und nach der Konfirmierung war der Raum von Frieden erfüllt. Ich kann das nicht einmal ansatzweise beschreiben. Ich glaube fest, daß es aus irgendeinem Grund wichtig war, die Mädchen an diesem kalten, eisigen Tag zu taufen und zu konfirmieren. Ihr Glaube und ihr Mut sind bezeichnend für die demütigen Mitglieder in Süd-Korea. □

Wade Brackenbury war Missionar in der Mission Korea Seoul West.



Kalt, aber glücklich: die Täuflinge, die Missionare und ihre Freunde an dem „Taufbecken", für das sie ein Loch in die Eisdecke eines Sees geschlagen haben.

DU KANNST AUCH MIT

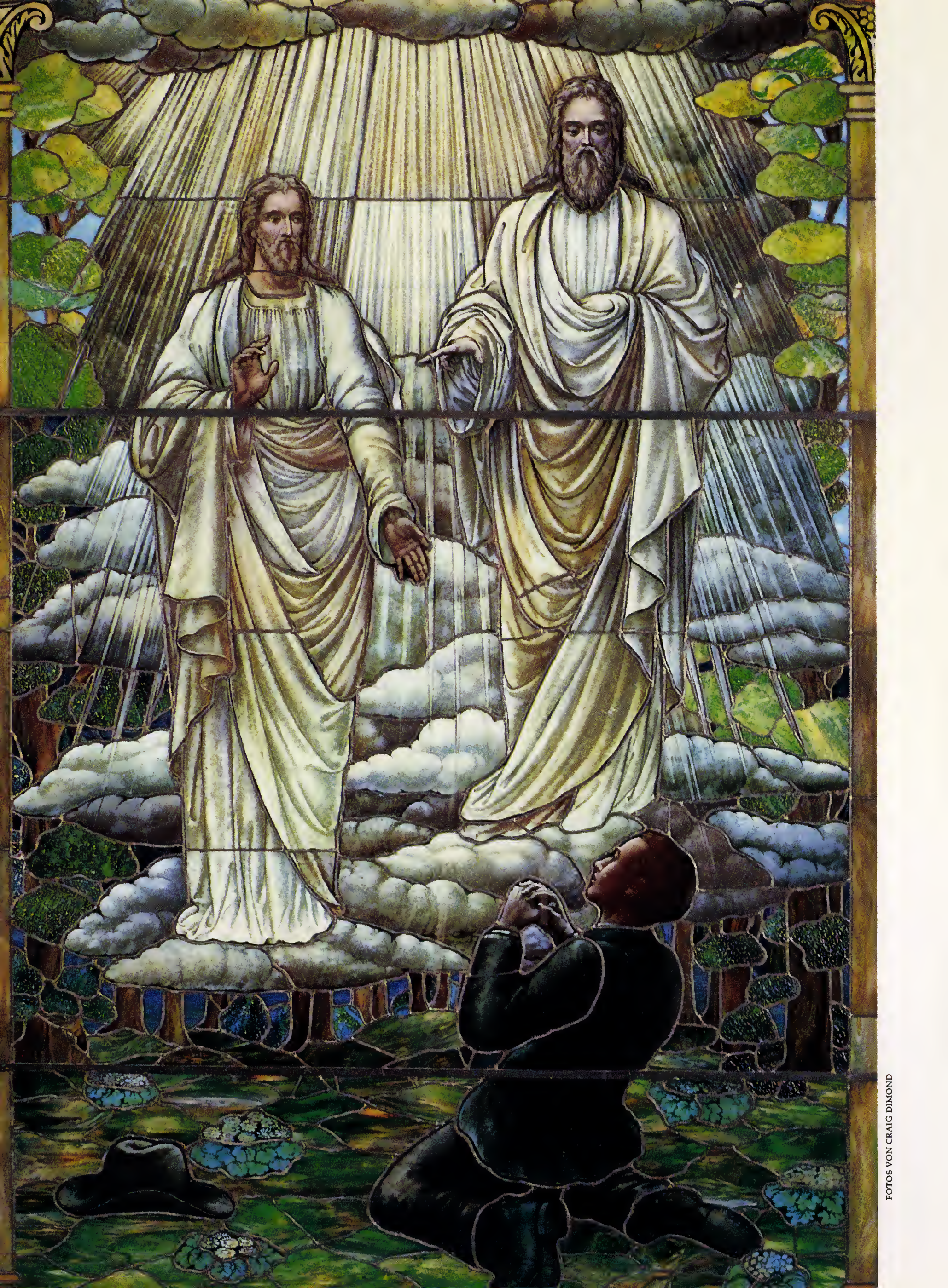
RIESIGEN PROBLEMEN

FERTIG WERDEN.

FOTO VON WELDEN ANDERSEN



„FÜR GOTT ABER IST ALLES MÖGLICH." (Matthäus 19:26.)



FOTOS VON CRAIG DIMOND

EIN WIEDERHERGESTELLTES BÜNDNIS

Das Museum für Kunst und Geschichte der Kirche in Salt Lake City zeigt eine neue Dauerausstellung über Bekehrung und Einsatzbereitschaft der Heiligen der Letzten Tage in den Gründungsjahren der Kirche.

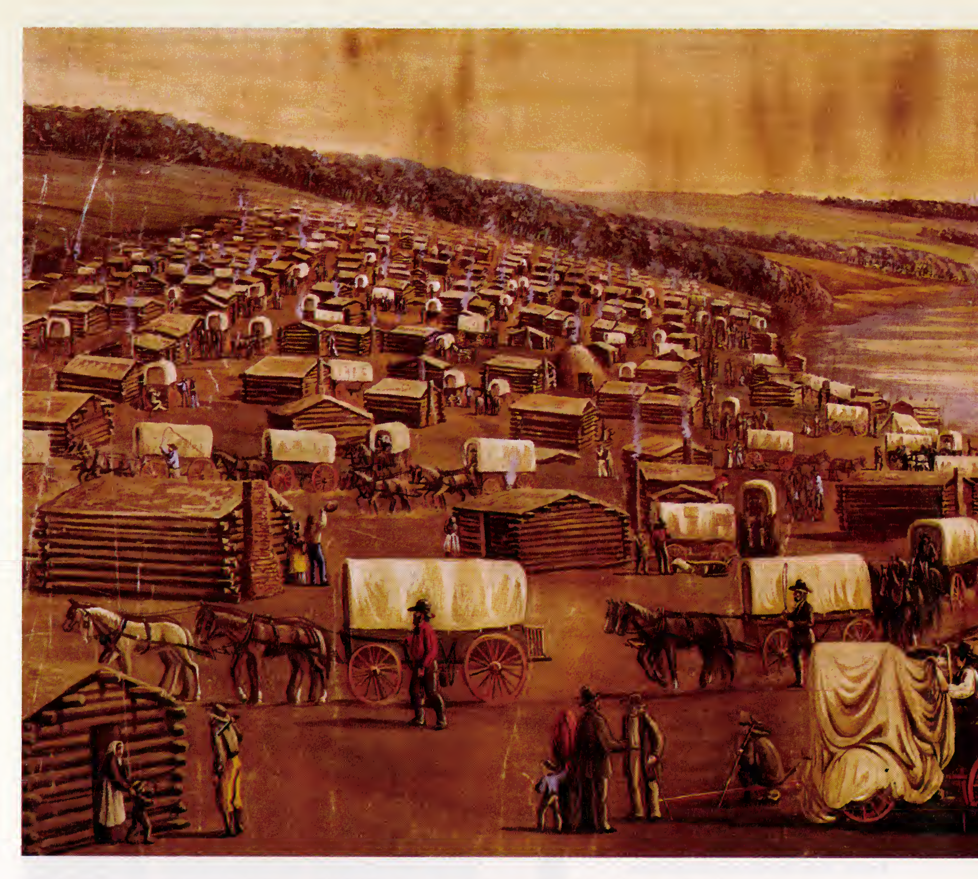
Die Ausstellung läßt den Besucher an den Erfahrungen der frühen Mitglieder teilhaben, beispielsweise an der Wiederherstellung des Evangeliums im Staat New York, der Sammlung der Heiligen in Ohio, in Missouri und später in Illinois, dem Auszug der Heiligen per Schiff, Planwagen und Handkarren ins Salzseetal, der Errichtung Zions im Westen Amerikas und der Verkündigung des Evangeliums in der Welt.

Die Fotos von der Ausstellung, die wir in diesem Artikel vorstellen, folgen den Pionieren über das Meer und die Großen Prärien im Westen der USA bis zu ihrer neuen Heimstatt im Tal des Großen Salzsees.



Rechts: **Ein Originalfenster aus dem Kirtland-Tempel, der im März 1836 fertiggestellt wurde. Rechts davon: ein Ölgemälde, das Joseph Smith und die Führer der Kirche in Nauvoo zeigt, auf dem Stuhl eine auf dem Schoß zu haltende Schreibunterlage von W. W. Phelps, einem frühen Führer der Kirche, sowie eine Weste und eine Hose aus dem Besitz von Hyrum Smith, dem Bruder des Propheten Joseph Smith.**

Links: **Dieses 1913 entstandene Glasfenster, das ursprünglich die Gemeinde Adams in Los Angeles zierte, zeigt die erste Vision. Mit dem Erscheinen Gottes und des Erretters im Jahre 1820 als Antwort auf das Gebet des jungen Joseph Smith begann die Wiederherstellung des Evangeliums.**



Oben: Winter Quarters in Nebraska, 1846/47, ein Gemälde von C. C. A. Christensen. 3500 Heilige der Letzten Tage bauten siebenhundert Blockhütten, die von 1846 bis 1862 Tausenden von Pionieren auf der Reise in den Westen Unterkunft boten.

Oben rechts: Diese Bronzeplastik von Avard Fairbanks erinnert an die Hunderte von Heilige, die in den ersten beiden Jahren in Winter Quarters starben.

Rechts: Ein Nachbau eines der Planwagen, mit denen die Heiligen den Großen Treck westwärts unternahmen.

Links: Der Kompaß von Brigham Young.









Oberes Bild: **Die Miniaturen stellen Szenen an Bord der *Enoch Train* dar. Sie wurden nach tatsächlichen Ereignissen aus den Tagebüchern von Pionieren gestaltet, die im Jahre 1856 nach Amerika kamen. Die Passagiere auf dieser Fahrt kamen zumeist aus England, aber auch aus Schottland, Wales, Irland, Dänemark und der Schweiz.**

Unteres Bild: **Der Bau dieses Modells der *Enoch Train* im Maßstab 1:32 dauerte vier Jahre. Selbst die Seemannsknoten der Segeltaue sind detailgetreu nachgebildet.**

Links: **Ein besonderer Teil der Ausstellung ist den Segelschiffen gewidmet, die Tausende von Emigranten aus Europa über den Atlantik in ihre neue Heimat brachten. Diese Passagierunterkunft wurde nach Originalplänen der *Enoch Train* nachgebaut, eines Schiffes, das zwischen Liverpool und Boston verkehrte. Eine Überfahrt dauerte zwei Monate.**

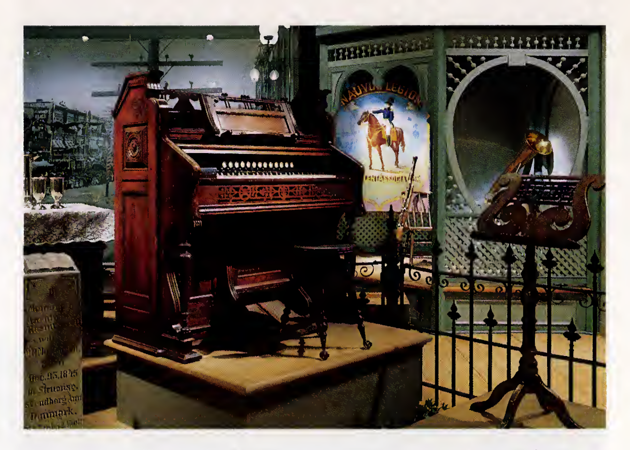




Oben: **Im Jahre 1866 reiste der Fotograf Charles Savage von Salt Lake City nach New York, um Fotomaterial zu kaufen. Auf der Rückreise schloß er sich der Auswanderergruppe von Thomas E. Ricks an, die aus 251 britischen Heiligen mit 64 Wagen bestand. Charles Savage verdanken wir seltene Bilder einer echten Pioniergruppe.**

Links: **1866 oder 1867 zog die Familie von William Stiff aus England diese Handkarre über die Großen Prärien. Zehn Jahre zuvor hatten die von der Kirche organisierten Gruppen die gleichen Karren verwendet.**





Oben: Die ursprünglich im Manti-Tempel benutzte Orgel erinnert daran, wie wichtig die Musik im Gottesdienst der Heiligen der Letzten Tage ist.

Links: Diese Ölskizze stammt etwa aus dem Jahre 1892 und wird Edwin Evans zugeschrieben. Anfang der neunziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts schickte die Kirche einige sogenannte Kunst-Missionare nach Paris, um dort Malerei zu studieren; zu ihnen gehörte auch Edwin Evans. Sie bereiteten sich damit auf die Gestaltung der Wandbilder des Salt-Lake-Tempels vor, die die Erschaffung der Erde, den Garten von Eden und die Welt darstellen, in der wir jetzt leben.

Unten: Diese Darstellung des Sonnenaufgangs, aus Holz und einst in leuchtenden Farben bemalt, wurde 1852 für den südlichen Giebel des Alten Tabernakels geschnitzt, das früher auf dem Tempelplatz in Salt Lake City stand. Der Sonnenaufgang symbolisierte die Wiederherstellung des Evangeliums und die celestiale Herrlichkeit Gottes.



Bekehrt und



Carol Baughman Rivero

glaubenstreu

DIE HEILIGEN IN BARCELONA

Die ersten Gottesdienste in Barcelona fanden in dem Frisiersalon statt, der Josefa Lacuay und ihrem Mann, der kein Mitglied der Kirche war, gehörte. Josefa Lacuay war 1963 in Uruguay zur Kirche gekommen. Als sie mit ihrer Familie nach Barcelona kam, stellte sie fest, daß es die Kirche dort noch nicht gab. Ende der sechziger Jahre kamen Missionare aus der französischen Mission in den Vorort, wo Josefa Lacuay wohnte. Sie konnte ihnen zwar helfen, eine Wohnung zu finden, nicht aber einen Versammlungsraum. Infolgedessen mußten die Haartrockner, die Lockenwickler und das Haarspray in ihrem Frisiersalon sieben Monate lang jeden Sonntagmorgen für den Gottesdienst der wenigen Heiligen Platz machen, die es damals in der Gegend von Barcelona gab.

Heute gibt es in Barcelona einen Pfahl mit fast zweitausend Mitgliedern, und die passen natürlich längst nicht mehr in den kleinen Salon. In den Bekehrungsgeschichten von vielen der Heiligen dort leben aber die Opferbereitschaft und Hingabe der Familie Lacuay fort.

Barcelona besitzt den größten spanischen Mittelmeerhafen und ist das wirtschaftliche und kulturelle Zentrum im Nordosten Spaniens. Die Stadt stammt aus vorchristlicher Zeit, und unter den Hauptplätzen hat man Ruinen einer römischen Stadt ausgegraben. Im Mittelalter war Barcelona ein bedeutender Handelshafen, ein Bindeglied zwischen der islamischen Welt mit ihren Gewürzen und exotischen Früchten und den europäischen Märkten. Die ursprüngliche Bevölkerung, die Katalanen, sind bekannt für Geschäftssinn, Elan und Fleiß.

Jahrhundertelang waren Geschäft und Handel bestimmende Elemente im Leben der Katalanen. Die Stadt war ein Netz aus kleinen Familienbetrieben, in denen die Kinder an der Seite der Eltern arbeiteten und wußten, daß sie eines Tages das Geschäft weiterführen würden. Auch heute noch liegt der Schwerpunkt für die Einwohner von Barcelona, die größtenteils katalanischer Abstammung sind, im Geschäftsleben. Der Arbeitstag ist lang, und viele haben nur wenig Zeit für etwas anderes.

Daher kommt es, daß die Kirche in Barcelona anfangs nur langsam vorankam. Menschen, die so den überlieferten religiösen Traditionen verbunden und so mit den täglichen Geschäften befaßt sind, haben nur wenig Zeit für Gespräche über seltsame Glaubensansichten aus Amerika. Einige der Bekehrungsgeschichten der letzten zwanzig Jahre zeigen jedoch, wie der Geist auch so starke Barrieren zu überwinden vermag.

Bei Josefa Parada war es auch so. Sie war Nonne gewesen, hatte aber das Kloster verlassen, um zu heiraten. Sie wohnte in Badalona, einem Vorort von Barcelona, und hatte nicht den Wunsch, andere Religionen

Kuchen und Kerzen: Die Jugendlichen in Barcelona feiern an einem „Supersamstag" den 150. Jahrestag der Organisation der Jungen Damen.

FOTO VON LUIS LOPEZ

Unten: **Eine Klasse für die Erwachsenen in der Sonntagsschule des Zweiges Premia de Mar, Pfahl Barcelona.**

Carlos und Julia Rodriguez – hier mit ihren Kindern beim Familienabend – kehrten von einer gescheiterten Reise nach Indien zurück und begannen ernsthaft, nach der Wahrheit zu suchen. Die Suche führte sie zur Bibel, zum Buch Mormon und zur Kirche.

Rechts: **Galerien in Europa und den USA stellen Werke des Künstlers Enrique Torres aus, der seit vier Jahren der Kirche angehört und zur Zeit über das Ältestenkollegium der Gemeinde Barcelona 2 präsidiert. Sein Porträt von Präsident Ezra Taft Benson befindet sich im Museum für Kunst und Geschichte der Kirche in Salt Lake City, Utah.**





zu untersuchen. Als sie aber bemerkte, daß im Leben der Nachbarsfamilie Prieto etwas auffallend anders geworden war, fragte sie doch nach dem Grund dafür. Die Antwort war nicht das, was sie gern gehört hätte: „Wir haben uns der Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage angeschlossen."

Die Prietos besuchten Josefa Paradas Familie, und schließlich wurde ihr Sohn Enrique getauft. Josefa Parada spürte wohl den Einfluß des Geistes, doch fiel es ihr schwer, mit ihren religiösen Traditionen zu brechen. Erst 1979, als ihr dritter Sohn vor der Taufe stand – sie besuchte bereits die Versammlungen und las das Buch Mormon –, wurde ihre Überzeugung so stark, daß sie sich auch taufen ließ. Aurelio, ihr Mann, erlangte später durch inbrünstiges Beten ein Zeugnis, gab das Rauchen auf und wurde zwei Jahre später ebenfalls getauft. Seither ist die Familie schon einige Male im Tempel gewesen.

Wie auch in einigen anderen Ländern erfordert es in Spanien große Opfer, wenn man sich von den allgemein anerkannten Traditionen lossagt, und darum sind die spanischen Mitglieder um so engagierter. Manuel und Maria Trancosco wurden 1976 von den Missionaren besucht. Manuel Trancosco, von Beruf Mechaniker, betete wegen dem, was die Missionare gesagt hatten, und las das Buch Mormon, das Buch ‚Lehre und Bündnisse' sowie die Köstliche Perle. Als er während der Arbeit die spirituelle Bestätigung all dessen erhielt, lief er nach Hause und bat die Missionare, ihn sofort zu taufen.

Seit Familie Trancosco sich bekehrt hat, hat Manuel sich vielen verschiedenen Berufungen gewidmet, und das obwohl er von sechs Uhr morgens bis zehn Uhr abends arbeiten muß. Sie brachten auch den Glauben auf, mit ihrem kleinen Auto 1200 Kilometer bis in die



Schweiz zum Tempel zu fahren. Während der Reise wurde ihr Zeugnis gestärkt, denn jedesmal, wenn sie nach dem Weg fragen mußten, stießen sie auf jemanden, der spanisch sprach. Manuel und Maria ließen sich und ihre vier Kinder siegeln, und inzwischen sind noch vier weitere Kinder dazugekommen.

Dieses Festhalten an der Tradition, das die Bekehrungsarbeit erschwert, erfordert auch viel Geschick bei der Missionsarbeit der Mitglieder. Vor etwa vierzehn Jahren begannen Mari Carmen Clavet und Carol B. Rivero aus Premia de Mar, einem Vorort von Barcelona, bei sich zu Hause Versammlungen der Frauenhilfsvereinigung abzuhalten. Es gab keine Gemeinde am Ort. Von den fünfundzwanzig Frauen, die daran teilnahmen, gehörten die meisten nicht der Kirche an, aber die jede Woche mit Beten ausgewählten Lektionen gefielen ihnen offenbar.

Als vier der Frauen getauft wurden, kamen Missionare in die kleine Stadt und gründeten den Zweig Premia de Mar, obwohl damals dort noch niemand das Priestertum trug. Mehrere Jahre lang stellten die Missionare den Zweigpräsidenten, bis ein zurückgekehrter Missionar nach Premia de Mar zog. Es war Javier Garriga, den Schwester Rivero ehemals in der Primarvereinigung unterrichtet hatte. Heute dient er als Zweigpräsident.

In Hospitalet, einem anderen Vorort, laden Ramon und Gloria Arriaga befreundete Nichtmitglieder regelmäßig zum Familienabend ein. „Manchmal haben wir zehn bis zwölf Gäste", berichten sie. „Während der Woche überlegen wir uns, wem wir helfen oder wen wir einladen können, und dabei bemühen wir uns stets, jemandem Liebe zu erweisen, der einsam ist." Ihre beiden Kinder wurden gleichzeitig auf Mission nach Madrid berufen. „Wir sind gewissermaßen durch unsere Kinder auf Mission gewesen", sagt Schwester Arriaga. „Wir haben an jeder Minute ihres Dienstes teilgehabt und gefühlt, wie wir gesegnet wurden."

Junge Leute wie Ferran Silvestre sind bezeichnend für die vielversprechende junge Generation unter den Heiligen in Barcelona. Seine Eltern waren zwar schon getauft worden, als er zwölf Jahre alt war, aber erst mit zwanzig trat er selbst der Kirche bei. Als zwei Missionare sein Vertrauen erwarben, konnten sie die Lektionen mit ihm durchnehmen. Durch diese Gespräche und das Lesen des Buches Mormon erlangte er die unleugbare Bestätigung, daß das Evangelium wahr ist.

Nachdem Ferran den obligatorischen einjährigen Wehrdienst abgeleistet hatte, wollte er immer noch auf Mission gehen, obwohl er bereits Mitte Zwanzig war. Inzwischen ist er von Mission zurückgekehrt. Die Berufung hatte ihn in die US-Hauptstadt Washington geführt, und er beschreibt diese Zeit als „das größte Erlebnis meines Lebens".

Die Bekehrung von Carlos Rodriguez und seiner Frau, Julia, liegt fast zwanzig Jahre zurück. Als junges Ehepaar suchten sie intensiv nach der Wahrheit, und schließlich machten sie sich aus religiösen Gründen auf den Weg nach Indien. Aber schon in der Türkei ging das Auto kaputt, und die beiden saßen fest. Sie beschlossen, einfach dort zu bleiben und ihr Interesse auf den Islam zu richten. Eines Tages aber fing Carlos an, in der Bibel zu lesen. Da wurde ihm klar, daß er Christ war und Jesus Christus tiefe Dankbarkeit entgegenbrachte.

Das Ehepaar Rodriguez kehrte nach Spanien zurück, gewiß, daß die Wahrheit in einer christlichen Kirche zu finden sei. Unter den wenigen Sachen, die Carlos in Barcelona eingelagert hatte, fand er ein Exemplar des Buches Mormon. Er begann, darin zu lesen. Das Buch fesselte ihn so sehr, daß er achtundvierzig Stunden ununterbrochen darin las, ohne zu essen oder zu schlafen. Sobald er das Buch durchgelesen hatte, ging er mit Julia zu einem Gebäude, wo Versammlungen der Kirche abgehalten wurden. Es war aber Samstagnachmittag, und niemand war da. Gerade war Julia mit den Worten „Wir können doch morgen wiederkommen, Schatz!" nach Hause gegangen, da kamen zwei Missionare. Eine Woche später wurden Carlos und Julia Rodriguez getauft. Heute ist Bruder Rodriguez Bischof einer der Gemeinden in Barcelona.

Diese Mitglieder sind bezeichnend für die wachsende Mitgliederschaft in Barcelona. Sie haben die Zeit, die Kraft und das Verlangen aufgebracht, das wiederhergestellte Evangelium anzunehmen, als der Heilige Geist sie anrührte und zur Taufe führte. Die Arbeitszeit ist immer noch lang. Doch irgendwie finden diese spanischen Pioniere immer Zeit für die Versammlungen der Kirche, für eine Mission oder für die Fahrten zum Tempel, und sie dienen dem Herrn mit Begeisterung und Hingabe. ☐

Carol Baughman Rivero ist die FHV-Leiterin im Zweig Premia de Mar des Pfahles Barcelona.



„Christus heilt den Blinden" Gemälde von Del Parson

Sie kamen nach Betsaida. Da brachte man einen Blinden zu Jesus und bat ihn, er möge ihn berühren. Da legte er ihm die Hände auf die Augen; nun sah der Mann deutlich. Er war geheilt und konnte alles ganz genau sehen. (Siehe Markus 8:22,25.)



Tavita Sagapolu ist zwar ein wahrer Goliat, doch seiner Mutter ist er ein liebevoller Sohn. Siehe den Artikel „Ein geistiger Riese“ auf Seite 12.

PB MA 9106 GE

91986 150
GERMAN